

## Dezentralisierung und Konversion einer Komplexeinrichtung

Ergebnisse einer wissenschaftlichen Begleitstudie



**Fischer, Erhard & Gebert, Tina**

im Auftrag der Rummelsberger Dienste  
für Menschen mit Behinderung gGmbH  
finanziert durch die Aktion Mensch

Dezember 2014

# Inhaltsverzeichnis

1.	<b>Einleitung</b>	2
2.	<b>Theoretischer Hintergrund</b>	4
	Dezentralisierung – Deinstitutionalisierung	4
	Bedarflagen und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Kontext Wohnen	7
3.	<b>Methodisches Vorgehen</b>	11
	Qualitative Sozialforschung	11
	Methodische Anforderungen an die Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung	12
	Forschungsdesign	15
	Auswertung der Daten	20
4.	<b>Untersuchungsrahmen: Schloss Ditterswind und seine Bewohner</b>	22
	Die Bewohner	22
	Strukturelle Bedingungen	22
	Geplante Veränderungen	25
	Bisherige Erhebungen vor Ort	27
5.	<b>Darstellung der Ergebnisse: Wohnwünsche der Bewohner</b>	29
	Räumliche Aspekte	29
	Aussagen zum Zimmer: „Eigentlich ein ganz normales Zimmer“ (B 41,103)	29
	Aussagen zur Wohnung: „Schöne, schöne Wohnung will ich.“ (B 28, 94)	33
	Aussagen zum Wohnort: „Ich kann doch nicht ausziehen, ich weiß doch gar nicht, wohin ich soll.“ (B 52, 178)	35
	Soziale Aspekte: „Es kommt halt immer drauf an, wen ich krieg.“ (B 23,122)	38
	Tätigkeitsbezogene Aspekte: „Also erst einmal einkaufen gehen. Samstag.“ (B 27, 164f.)	42
6.	<b>Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse</b>	45
7.	<b>Empfehlungskatalog</b>	50
8.	<b>Literatur</b>	54
9.	<b>Anhang</b>	57

## Einleitung

Der vorliegende Bericht fasst die Untersuchungen und Ergebnisse einer von den Rummelsberger Diensten für Menschen mit Behinderung RDB gGmbH in Auftrag gegebenen und von der Aktion Mensch (Antrag 50089403) finanzierten Forschung zusammen, mit dem Auftrag einer wissenschaftliche Begleitung des Projekts: „Dezentralisierung und Konversion“ der Komplexeinrichtung Schloss Ditterswind, Burgstr. 1 in 96126 Maroldsweisach. Dabei wurden im Einzelnen folgende Aufgaben übernommen:

- (Beratung und) Begleitung des Konversionsprozesses vor dem Hintergrund aktueller heilpädagogischer Entwicklungen und Leitideen wie Selbstbestimmung, Teilhabe, Integration und Inklusion durch eine wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Würzburg mit dem Ziel der Qualitätssicherung des Prozesses
- Erhebung von Ausgangs- und Bedarfslagen der betroffenen Menschen mit (hohem) Unterstützungsbedarf in Bezug auf die anstehenden Veränderungen des Wohnortes und der Wohnform
- Erstellung hierfür notwendiger Erhebungsinstrumente
- Auswertung und Aufbereitung der erhobenen Daten
- Erstellung eines Maßnahmenkatalogs mit Kriterien und Vorschlägen zur Umsetzung des Konversionsprozesses (Platzierung der Bewohner in den neu entstehenden Wohnformen).

Das Projekt wurde unter der Leitung von Prof. Dr. Fischer und von Frau Gebert, Heilpädagogin (M.A.) und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Sonderpädagogik IV (Pädagogik bei Geistiger Behinderung) der Universität Würzburg im Zeitraum von August 2013 bis Mai 2014 durchgeführt.<sup>1</sup>

Wie oben erwähnt, bestand das Ziel des Projekts vor allem darin, die subjektiven Wohnwünsche und -bedürfnisse der Bewohner<sup>2</sup> vor dem Hintergrund des Umstrukturierungsprozesses der Komplexeinrichtung am Standort in Ditterswind zu ermitteln. Hierfür wurden im Rahmen einer Vollerhebung partizipativ

<sup>1</sup> Den Kollegen Peter Groß, Hannelore Hauser, Florian Salzberger und Thomas Spaett sei für ihre fachliche Unterstützung gedankt.

<sup>2</sup> Nachfolgend wird im Interesse der Lesbarkeit auf die zusätzliche Formulierung der weiblichen Form verzichtet. Dies ist explizit als geschlechtsunabhängig zu verstehen.

ausgerichtete Untersuchungen vor Ort durchgeführt und im Kontext aktueller Entwicklungen und des Paradigmenwandels der Behindertenhilfe ausgewertet. Um die folgenden Gestaltungsphasen konkret zu unterstützen, wurde auf dieser Grundlage ein Empfehlungskatalog erarbeitet.

Der Wohnraum einer Person erfüllt zahlreiche Funktionen für deren subjektives und objektives Wohlbefinden. So bietet das Wohnumfeld Schutz und Geborgenheit vor äußeren Einflüssen und Raum für die Gestaltung eines Privatbereichs. In diesem Zusammenhang wird auch die Darstellung des sozialen Status sowie die Verwirklichung der eigenen Identität und die individuelle Einflussnahme auf das enge Umfeld möglich. Der eigene Wohnraum bietet Beständigkeit und einen vertrauten Rückzugsort, der sich durch die Konstanz der räumlichen Umgebung und engen Beziehungen auszeichnet. Das Zimmer bzw. die Wohnung einer Person ist damit auch ein Ort, an dem soziale Integration und Kommunikation stattfindet (vgl. Buchka 1996, S. 26f.).

„Wohnen ist ein Raum, in dem sich Lebensqualität realisiert, in dem in einem dynamischen Prozess der Wechselwirkung zwischen individuellen Bedürfnissen und den jeweils gegebenen sozialökologischen Bedingungen ein Fundament für Lebenszufriedenheit geschaffen werden kann. Das Wohnen ist der Ausgangspunkt für Aktivitäten im Wohnquartier oder im Stadtteil. Wohnen heißt Dazugehören, Bürger oder Bürgerin im Gemeinwesen zu sein.“ (Seifert 2010, S. 380). All diese Bedeutungen gelten – je nach materiellen und personellen Möglichkeiten der jeweiligen Wohnform – selbstverständlich auch für Menschen mit (hohem) Hilfebedarf.

Der Unterstützungs- und Hilfebedarf der Bewohner des Standortes Ditterswind ergibt sich aus einer geistigen Behinderung – jeweils unterschiedlichen Grades und individueller Ausprägung – und zusätzlichen Beeinträchtigungen, wie Kommunikationsstörungen, Verhaltensauffälligkeiten und autistischen Zügen. Die insgesamt 67 betroffenen Personen sind unterschiedlichen Alters und weisen verschiedenste Wohnbiographien auf. Diese Umstände bedingen eine spezifische Forschungsmethodik. Um die Ergebnisse der Erhebungen angemessen interpretieren zu können, wird deshalb ergänzend die methodische Herangehensweise dargestellt.

## Theoretischer Hintergrund

### Dezentralisierung – Deinstitutionalisierung

Wohnmöglichkeiten und -formen für Menschen mit geistiger Behinderung umfassen derzeit in Deutschland ein weites Spektrum, das von Komplexeinrichtungen über Wohnheime und Außenwohngruppen bis zu ambulant betreutem Wohnen in der eigenen Wohnung reicht. In Bayern leben zurzeit ca. 60 % der erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung in der Herkunftsfamilie, 2 % in ambulanten sowie 38 % in stationären Wohnformen. Differenziert nach stationären Einrichtungsformen leben in Bayern ca. 76 % der erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung in stationären Wohnheimen ohne Tagesstruktur (W-E-G), ca. 15 % in Wohnheimen in Kombination mit Angeboten der Tagesförderstätte (WT-E-G), weitere 5 % in Wohnangeboten, die Pflege und tagesstrukturierende Maßnahmen anbieten (vgl. Groß 2013, S. 214.).

Die Wohnumstände und -settings von Menschen mit geistiger Behinderung und die pädagogische Begleitung im Wohnbereich unterlagen in den letzten Jahrzehnten einem stetigen Wandel. Begünstigt wurden diese Entwicklungen durch Emanzipations- und Individualisierungstendenzen, Initiativen von Selbsthilfeverbänden (wie z. B. Elterninitiativen oder People First) und durch Enthospitalisierungsentwicklungen in den Bereichen der Kinder- und Jugendarbeit sowie in der Psychiatrie. Zudem wurden durch Veränderungen im Sozialgesetzbuch (vgl. SGB IX und XII) und die Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention neue Maßstäbe und Möglichkeiten für die Lebensgestaltung von und für Menschen mit geistiger Behinderung geschaffen. Inspiriert durch die Schaffung neuer Angebotsstrukturen im Ausland (v.a. in den USA und Skandinavien) werden auch in Deutschland vermehrt Wohnformen angeboten, die die gesellschaftliche Teilhabe der Menschen mit Behinderungen in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellen (Bundesverband evangelische Behindertenhilfe e.V. 2008, S. 6).

Nachdem durch die Verbreitung des Normalisierungsprinzips in Orientierung an allgemeinen gesellschaftlichen (Wohn-)Standards räumliche, strukturelle und personelle Bedingungen verbessert und institutionalisierte, hospitalisierende Unterbringungen reduziert wurden (vgl. Schildmann 2007; Thimm 2008), bewirkt die Integrationsbewegung eine Öffnung der Sondereinrichtungen in die Gemeinden vor Ort und eine zunehmende Distanzierung bzw. Abwendung von defizitorientierten Ansätzen. Die Orientierung an den Leitideen Selbstbestimmung und Empowerment verändern die Sicht auf die betroffenen Personen, die nunmehr weniger als Fürsorgeobjekte, denn als selbstbestimmende Subjekte und Nut-

zer von Unterstützungsangeboten auftreten (vgl. Theunissen; Wüllenweber 2009). Eine solche Perspektive stellt die individuellen Wünsche und Bedürfnisse der Betroffenen in den Mittelpunkt und fordert personenzentrierte Leistungen. Die Einlösung dieses Anspruchs setzt voraus, dass wirkliche Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten in Bezug auf die jeweilige Lebensgestaltung eröffnet werden. Die Umgestaltung der bayerischen Einrichtungen wird auf der politischen Ebene klar unterstützt:

„Im Sinne von Inklusion und Teilhabe sollen bestehende große stationäre Wohnheime – soweit es bedarfsgerecht ist – über den Weg der Dezentralisierung und Ambulantisierung entsprechend der Bedürfnisse behinderter Menschen individuelle, wohnortnahe Wohnformen organisieren.“ (Bayerisches StMAS 2013, S. 44)

Dies hat Auswirkungen auf Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Lebensgestaltung und beinhaltet eine Reihe von Veränderungsprozessen:

- „Weg von Fremdbestimmung, hin zu mehr Selbstbestimmung
- Zuerkennung des Erwachsenseins
- Realisierung eines ‚normalen Lebenslaufes‘ mit Verlassen der Familie im Erwachsenenalter
- Dezentralisierung der Wohnsituation
- Teilhabe am gesellschaftlichen Leben
- Einbeziehung von Menschen mit schwerer geistiger und mehrfacher Behinderung in dieses prozessuale Geschehen“ (Hahn 2009, S. 36)

Komplexeinrichtungen, wie auch das Angebot der Rummelsberger Dienste am Standort Ditterswind, zeichnen sich dadurch aus, dass die

„Vollversorgung der Menschen in den Feldern Wohnen, Arbeit, Bildung, Freizeit und häufig auch Therapie sowie die medizinische und pflegerische Versorgung [zentral organisiert ist]. In der Regel findet diese Versorgung an Orten statt, die außerhalb von Städten oder Dörfern gelegen sind. (...) Die betroffenen Menschen leben somit in einer eigenen Welt, die für sie geschaffen worden ist.“ (Bundesverband evangelische Behindertenhilfe e.V. 2008, S. 5)

Diese räumliche Isolierung erschwert oder verhindert häufig die Teilhabe an allgemeinen gesellschaftlichen Lebensvollzügen. Solche institutionalisierten Einrichtungen zeichnen sich zudem durch eine Zentralisierung der Unterstützungssysteme aus. Die „Versorgungsstrukturen in diesen Organisationen sind nur bedingt personenorientiert. Typisch ist der vom effektiven Versorgungsablauf gekennzeichnete Dienstbetrieb, der (...) die Versorgung aller, vorzugsweise in Gruppen, sicherstellt.“ (ebd.). Diese Lebenswelt steht in einem Widerspruch zu den oben genannten fachlichen Anforderungen an die zeitgemäße Begleitung der betroffenen Personen:

„Das fehlende Mitspracherecht bei der Gestaltung der unmittelbaren Lebensumstände steht einer selbstbestimmten Lebensführung entgegen. (...) Ein wesentliches Element der Zufriedenheit besteht darin, ob die Mitglieder ihr Bedürfnis nach Ruhe, Rückzug und Privatheit befriedigen können. Dazu zählen neben dem Recht auf ein „eigenes Zimmer“ auch die Einflussnahme und Beteiligung bei der Frage nach der Größe und Zusammensetzung der Wohngruppe. Zentral ist damit die Frage nach Mitsprache, Einflussnahme und Wahlfreiheit. (...) Es ist ein wesentliches Strukturmerkmal der „Lebenswelt Heim“, dass sich die Tagesstrukturierung eher an ablaufbezogenen, arbeitsorganisatorischen Kriterien orientiert als an den Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner.“ (Häußler-Sczepan 1998, S. 154)

Eine konzeptionelle Neuorientierung setzt konsequenterweise auch an den individuellen Bedürfnissen der Bewohner an. Diese Neugestaltung der Einflussnahme kann im Sinne einer Veränderung von Machtstrukturen und der Aufhebung objektivierender Verhältnisse als Teil des Deinstitutionalisierungsprozesses verstanden werden (vgl. Franz 2011).

## Bedarflagen und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Kontext Wohnen

Um die vorliegende Untersuchung im Forschungskontext verorten zu können, werden nachfolgend vier wissenschaftliche, empirisch ausgerichtete Studien vorgestellt, deren Ziel die Erhebung der Wohnwünsche von Menschen mit geistiger Behinderung war.

### 1. Wohnwünsche junger Menschen mit geistiger Behinderung und ihrer Eltern

Im Auftrag des Diakonischen Werks und des Caritas-Verbands Baden-Württemberg wurde 2002 - 2003 eine Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung hinsichtlich ihrer Wohnwünsche durchgeführt, um langfristig angemessene Wohn- und Unterstützungsangebote entwickeln zu können. Hierfür wurde ein Fragebogen in Leichter Sprache an junge Menschen mit geistiger Behinderung (n=931) und ein weiterer an ihre Eltern/Angehörige (n=318) verteilt, in denen die aktuelle Wohnsituation, Wohn Erfahrungen und zukünftige Vorstellungen erfragt wurden (Rauscher 2005, S. 146). Darüber hinaus wurden Träger zu ihren aktuellen Wohnangeboten befragt. Die Ergebnisse der Befragung der jungen Personen mit Behinderungen lassen sich dem folgenden Diagramm entnehmen.

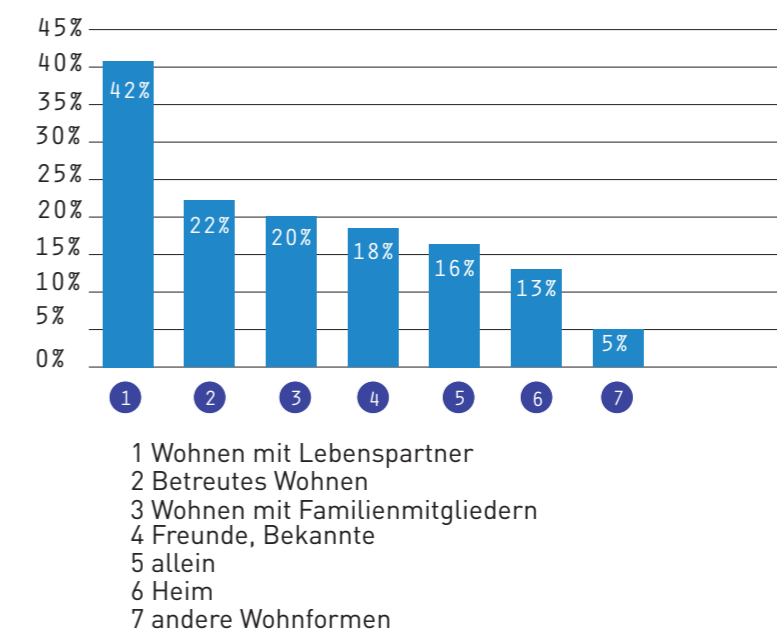


Abb. 1: Ergebnisse der Befragung junger Menschen mit geistiger Behinderung zu ihren Wohnwünschen, Mehrfachnennungen möglich (Rauscher 2005, eigene Darstellung)

Junge Menschen mit geistiger Behinderung bevorzugen demnach Wohnformen, die nicht institutionell organisiert sind. Diese Erwartungen widersprechen der Angebotsstruktur (95 % der befragten Institutionen bieten eine Betreuung im Heim an) und den Vorstellungen der Eltern (39 % geben (Heim-) Wohngruppen den Vorrang). Die Autorin resümiert, „dass für Menschen mit Behinderung Selbstbestimmungs- und Teilhabemöglichkeiten bei der Beurteilung von Wohnformen von zentraler Bedeutung sind. (...) Wichtig sind (...) bauliche, räumliche, infrastrukturelle Bedingungen und Ausstattungen. (...) Soziale Kontakte im erweiterten Umfeld sowie soziales und emotionales Eingebundensein im direkten Umfeld sind ein weiteres zentrales Beurteilungskriterium, welches seine negative Entsprechung in »Schwierigkeiten des Zusammenlebens« wie Streit, Auseinandersetzung, wenig Zutrauen, Nichtanerkennung und fehlenden Sozialkontakten findet. Dies sind die Achsen, entlang derer viele der befragten Menschen Wohnformen beurteilen.“ (ebd., S. 147f.)

## 2. Berliner Kundenstudie

Unter der Fragestellung, wie Strukturen und Prozesse der Behindertenhilfe in Berlin im Sinne eines inklusiven Gemeinwesens weiterentwickelt werden sollen, führte Seifert von 2007 - 2009 eine Kundenstudie mit Menschen mit geistiger Behinderung, die zu Hause oder in betreuten Wohnformen leben, durch. Sie bediente sich hierbei ebenfalls eines mehrperspektivischen Ansatzes und bezog neben der Meinung der Betroffenen (n = 253) auch Mitarbeiter der Einrichtungen, Anbieter, Experten aus verschiedenen Bereichen der Behindertenhilfe sowie Vertreter der Senatsverwaltung in die Erhebung ein. Sie nutzte standardisierte Fragebögen, qualitative Interviews und ergänzte diese Methoden um sozialraumorientierte Arbeit im Rahmen eines Praxisprojekts. Den Schwerpunkt der Befragung der Nutzer bildete die Einschätzung der aktuellen Situation (Wohnsituation, Teilhabe, soziale Beziehungen, Wohnwünsche, Zukunftsperspektiven) (Seifert 2010, S. 17ff.).

Bezüglich der Zufriedenheit mit der aktuellen Wohnsituation wird folgende Aussage getroffen: „Kritische Äußerungen zum Leben in der eigenen Wohnung beziehen sich vor allem auf die jeweils gegebenen Wohnbedingungen und das soziale Umfeld, sie stellen nicht die Wohnform an sich in Frage. Dem gegenüber betreffen Kritikpunkte am Leben in Wohngruppen eines Heims oder in Wohngemeinschaften eher systembedingte Aspekte, z. B. das oftmals konfliktreiche Zusammenleben mit Menschen, die nicht selbst als Mitbewohner/innen ausge-

wählt wurden, und das Verhalten von Betreuerinnen und Betreuern.“ (ebd., S. 21) Am zufriedensten äußerten sich jene Personen, die in ihrer Herkunftsfamilie leben. Etwa die Hälfte der Befragten möchte ihre Wohnsituation gerne verändern. Ein wichtiges Ziel ist für viele Personen das Leben in einer eigenen Wohnung, in der sie bedarfsgerecht die notwendige Assistenz erhalten. Die Wohnung sollte möglichst in das soziale Umfeld integriert sein und sich durch gute infrastrukturelle Bedingungen auszeichnen. Den Personen ist es wichtig, in diesen Prozess einbezogen zu werden und über ihre Möglichkeiten informiert und beraten zu werden (vgl. ebd., S. 29ff.).

## 3. Lebensqualität in Wohnstätten

Gromann und Niehoff-Dittman (1999) haben in einer Erhebung die Lebensqualität von Bewohnern in verschiedenen Einrichtungen in Nordhessen und Niedersachsen mithilfe des modifizierten Bogens von Shalock et al. (1989 in ebd.) erhoben. Der Bogen wurde als Leitfaden in Einzelinterviews eingesetzt, wobei eine Bewertung verschiedener Aspekte mit einer dreistufigen Smiley-Skala vorgenommen wurde.

Ihrem Ergebnis zufolge zeigen die meisten Befragten eine hohe Lebenszufriedenheit, kritisieren allerdings u. a. das Wohnen in Doppelzimmern und den Mangel an Kontakten zu Personen außerhalb der Wohngruppe. Auch das Fehlen individueller Freizeitangebote wurde negativ bewertet (Gromann und Niehoff-Dittmann 1999, S. 157ff.). Die Autoren machen darauf aufmerksam, dass der „Druck zur sozialen Anpassung bei Alltagsroutinen für alle Menschen sehr hoch (ist). So ist es nicht verwunderlich, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung nur geringe Vergleichsmaßstäbe dafür haben, auch mal etwas anders zu machen“ (ebd., S. 160).

Neben den inhaltlichen Ergebnissen dieser Befragung bietet diese Studie wichtige Anknüpfungspunkte für die methodische Gestaltung einer Erhebung mit Bewohnern mit geistiger Behinderung. Neben der alltäglichen lebenspraktischen Abhängigkeit der Bewohner von dem Betreuungspersonal wird darauf hingewiesen, dass diese Dynamik auch in der Befragung Wirkung entfalten kann. „Schon das (...) Vorstellen einer Alternative ist bei einem Lebensstil, der wesentlich durch die Mitarbeiter bestimmt ist, schwierig und wird sowohl von den Mitarbeitern (...) als auch den Bewohnern selbst als Kritik an der Beziehung erlebt.“ (ebd.) Kritik wird demnach, z. B. aus Angst vor möglichen Sanktionen, kaum von den Betroffenen geäußert. Eine Befragung durch bekannte Mitarbeiter werde



zur »Loyalitätsfrage« (ebd., S. 161) und untergrabe damit das eigentliche inhaltliche Anliegen der Erhebung. Diese Erkenntnis impliziert, dass – um Verzerrungen des Antwortverhaltens zu vermeiden – möglichst nicht solche Personen als Interviewer eingesetzt werden sollen, die die Befragten in ihrem Alltag begleiten.

Zudem wird der fehlende Bewertungsmaßstab thematisiert. Auch Dieckmann (2012) verweist darauf, dass die Befragten „in der Regel weder über Vergleichs- noch Entscheidungsalternativen verfügen und sich in ihrem Verhalten und Einschätzungen widrigen Umständen angepasst haben“ (zit. n. Groß 2013, S. 220). So setzt die hypothetische Auswahl zwischen verschiedenen Wohnformen Informationen über deren Merkmale voraus. Eine Bewertung findet vor dem Hintergrund der (subjektiv begründeten bzw. erwarteten) Vor- und Nachteile der unterschiedlichen Settings statt. Eine Befragung zu verschiedenen Wohnformen und -orten muss demnach an dem jeweils individuellen Erfahrungshorizont der betroffenen Person ansetzen und vor diesem bewertet werden.

#### 4. Leben in stationären Wohnformen

Dworschak und Bundschuh (2003) konnten nachweisen, dass die Entscheidungsmöglichkeiten von Bewohnern maßgeblich von ihrer Wohnform abhängen. Sie haben einen Fragebogen zur Bestimmung der individuellen Entscheidungsmöglichkeit von Menschen mit geistiger Behinderung im Wohnkontext entwickelt, der durch die Erhebung von Fragen zu den Bereichen Partizipation, Privatsphäre, allgemeiner Lebensführung und Freizeit die Bestimmung eines Gesamtindex „individuelle Entscheidungsmöglichkeiten“ ermöglicht.

Obwohl alle befragten Personen ihre individuellen Entscheidungsmöglichkeiten als hoch einstufen, kann eine deutliche Abstufung der Zufriedenheit je nach Wohnform unterschieden werden: So erreichen in einem Index-Ranking verschiedener Settings die eigenständigen Wohngruppen den höchsten Wert. Mit abnehmendem Index-Wert werden Außenwohngruppen, Wohnheime und Dorfgemeinschaften genannt. Der niedrigste Wert wurde in Komplexeinrichtungen gemessen – Bewohner dieser Wohnformen nehmen signifikant weniger Entscheidungsmöglichkeiten für sich wahr (vgl. Bundschuh; Dworschak 2003, S.167ff.). Dies zeigt, wie die oben beschriebenen organisatorischen Merkmale der zentralen Vollversorgung in Komplexeinrichtungen auf der Subjektebene wirken.

## Methodisches Vorgehen

### Qualitative Sozialforschung

Mithilfe empirischer Sozialforschung sollen soziale Tatbestände systematisch erfasst und gedeutet wurden. Um die subjektiven Vorstellungen der Bewohner zu erheben, wurde statt eines quantitativen Vorgehens ein qualitativer Ansatz gewählt. Während quantitative Methoden sich vor allem durch Standardisierung und den Anspruch der Messung objektiver Fakten auszeichnen, berücksichtigt eine qualitativ ausgerichtete Forschung, dass soziale Phänomene durch Individuen in sozialen Gruppen immer subjektiv wahrgenommen und situativ bewertet werden. Daher werden hier Methoden gewählt, die jeweils individuelle Bedeutungsgehalte in den Blick nehmen (vgl. Lamnek 2005, 6f.).

Qualitative Methoden zeichnen sich auch durch Flexibilität und Offenheit aus, und berücksichtigen „dass die auf den Gegenstand bezogenen Sicht- und Handlungsweisen im Feld sich schon deshalb unterscheiden, weil damit unterschiedliche subjektive Perspektiven und soziale Hintergründe verknüpft sind“ (Flick 2009, S. 29). Diese Herangehensweise ermöglicht also eine Subjektivierung des Prozesses, in dem Probanden als Experten ihrer eigenen Lebenswelt verstanden werden. „Qualitative Sozialforschung betrachtet die Verhaltensweisen und Aussagen der Untersuchten als prozesshafte Ausschnitte der Reproduktion und Konstruktion sozialer Realität. Sie sind keine statistischen Repräsentationen eines unveränderlichen Wirkungszusammenhangs“ (Lamnek 2005, S. 23).

Dieser subjektorientierte Ansatz scheint für die Ermittlung der persönlichen Wünsche und Bedürfnisse in ihrem Bedingungsgefüge angemessen. Zu den wichtigsten qualitativen Erhebungsmethoden gehören mündliche Befragungen, die je nach Grad ihrer Strukturiertheit, unterschiedliche Formen annehmen können. Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung wurden leitfadengestützte Interviews durchgeführt, die einen klaren Orientierungsrahmen vorgeben, aber relativ offen gestaltet sind und damit flexibel an die jeweilige Untersuchungssituation angepasst werden können. „Ziel und Vorteil von Leitfadengesprächen werden im Allgemeinen darin gesehen, dass durch die offene Gesprächsführung und die Erweiterung von Antwortspielräumen der Bezugsrahmen des Befragten bei der Fragenbeantwortung miterfasst werden kann, um so einen Einblick in die Relevanzstrukturen und die Erfahrungshintergründe des Befragten zu erlangen“ (Schnell; Hill; Esser 2008, S. 387). Die Nutzung eines standardisierten Erhebungsinstruments hätte durch die enge Vorgabe eines möglichen Antwortverhaltens das differenzierte Nachvollziehen eben dieser individuellen Sinnstrukturen erschwert.

## Methodische Anforderungen an die Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung

Da sich die Forschungsfrage direkt auf die subjektive Bewertung der persönlichen Wohnwünsche und -bedürfnisse bezieht, wurden die Bewohner als Experten der eigenen Lebenswelt und Biographie möglichst eng in den Forschungsprozess einbezogen. Die jeweils angesprochene Person sollte unabhängig von ihren individuellen Fähigkeiten in jeder der durchgeführten Erhebungen im Mittelpunkt des Geschehens stehen. Grundlage hierfür waren die Regeln einer non-direktiven Gesprächsführung nach Rogers, die auf der Annahme und Wertschätzung des Gegenübers fußen. Soweit möglich, waren die Interviewer bemüht, sich empathisch in die Situation der Befragten einzufühlen und ein Verständnis für deren persönliche Sichtweise und Wahrnehmungen zu entwickeln. Dies beinhaltet die Notwendigkeit einer erhöhten Selbstreflexivität der Interviewer und der Sensibilität für die Ungewohntheit der Situation eines persönlichen Gesprächs mit einer fremden Person.

Dem eigentlichen Interview war eine längere „Aufwärmphase“ vorgelagert, deren Ziel die Schaffung einer angenehmen Gesprächsatmosphäre war. Diese konnte auch interaktiv, z. B. durch eine gemeinsame Begehung der Wohnung, gestaltet werden.

Im Hinblick auf die zu befragende Zielgruppe war es notwendig, die besonderen kommunikativen und kognitiven Voraussetzungen der Personen zu berücksichtigen. Der Leitfaden wurde daher in Leichter Sprache formuliert, wobei die konkrete sprachliche Gestaltung des Gesprächs auf dem jeweils angemessenen Sprachniveau stattfand. Die Sätze wurden möglichst kurz gehalten, komplizierte Satzstrukturen und Fremdwörter, wie „Infrastruktur“ sowie komplizierte Ausdrücke, wie „ambulant betreutes Wohnen“, vermieden. Je nach Duktus des Befragten wurden eventuell dessen eigene (idiosynkratische) Begriffe durch den Interviewer übernommen, um die sprachliche Distanz zu verringern. Selbstverständlich war die Individualisierung des Kommunikationsprozesses angesichts des Einsatzes externer Interviewer nur eingeschränkt möglich. In den Gesprächen wurden Fotos der Mitbewohner als Visualisierungshilfen genutzt. Auf zusätzliche Methoden der Unterstützten Kommunikation wurde in diesem Rahmen bewusst verzichtet, da diese eine aufwändige, individualisierte Kommunikationsdiagnostik und Übungsphase voraussetzen. Hagen (2002) weist auf die Bedeutung des Settings der Erhebung hin. Aussagen seien valider, wenn sie nicht in einem klinisch-künstlichen Umfeld, sondern in

einer möglichst natürlichen Umgebung generiert würden. Aus diesem Grunde wurden alle Befragungen, soweit von der betroffenen Person erlaubt, direkt im Zimmer durchgeführt. Dies ermöglichte die konkrete Bezugnahme auf die jeweilige Alltagsrealität und das direkte Wohnumfeld der Personen. So konnte z. B. auch das Zeigen auf Gegenstände im Zimmer als Form der non-verbale Kommunikation in den Prozess einbezogen werden.

In der Theorie der empirischen Sozialforschung wird zudem auf verschiedene Formen der Antwortverzerrung bei Befragungen hingewiesen, die sich aus dem interaktiven Charakter der Methode ergeben. Da diese lange Zeit als Gründe für den Ausschluss des Personenkreises der Menschen mit geistiger Behinderung aus der direkten Befragung galten (u. a. Sigelman et al. 1981), sollen zwei dieser Verzerrungsformen und die angewandten Strategien zur Minderung dieser Effekte kurz beschrieben werden.

So bestehe zum einen die Gefahr der Zustimmung- oder „Ja-Sage“-Tendenz (Akquieszenz) zu Fragen unabhängig von ihrer inhaltlichen Ausrichtung. Für dieses Antwortverhalten finden sich verschiedene Begründungen: Neben dem Verweis auf bestimmte Persönlichkeitsstrukturen (geringe Ich-Stärke) des Befragten kann dieses Verhalten auch eine „Strategie zur Minimierung unüberschaubarer Konsequenzen“ (Schnell; Hill; Esser 2008, S. 355) sein.

Durch die Nutzung offener Fragen wurde versucht, dieses Antwortverhalten zu verringern. Ja/Nein-Fragen wurden vermieden. Waren engere Formulierungen notwendig, wurden eher Auswahlfragen („Ist das so oder ist das nicht so?“) genutzt. Logische Widersprüche wurden fragend wiederholt (aber nicht verbessert). Da viele Menschen mit geistiger Behinderung Befragungen zudem vor allem mit diagnostischen Verfahren assoziieren, wurde außerdem im Verlauf explizit darauf hingewiesen, dass es sich nicht um eine Testsituation handelte und es keine „falschen“ Antworten gab. Hagen (2002) geht davon aus, dass dieses Zustimmungsverhalten durch „die Erweiterung des lebensweltlichen Erfahrungs- und Kenntnishorizonts“ (2002, S. 295) der Personen, aber auch durch deren regelmäßigen Einbezug in Befragungen (z. B. im Rahmen der Hilfeplanung) gemindert werden kann. Solche langfristigen Entwicklungsprozesse kann die Untersuchung selbstverständlich nicht ersetzen.

Ein weiterer typischer Verzerrungseffekt ist der der sozialen Erwünschtheit. Auch dieses Verhalten kann mit der Persönlichkeit des Befragten oder situationsspezifisch erklärt werden. Im Hintergrund stehe ein „Bedürfnis nach sozialer Anerkennung“ (Schnell; Hill; Esser 2008, S. 355). Die Frage, was dem Interviewten in der gegebenen Situation als jeweils „gewünscht“ erscheint, ist



auch stark von persönlichen Merkmalen des Interviewers und dessen (vermuteten) Erwartungen abhängig.

Durch den Einsatz externer Interviewer konnte dieser Effekt minimiert werden, da die Bewohner nicht wussten, welche Meinung die sie befragenden Personen vertraten (z. B. in Bezug auf den jeweils angemessenen Wohnort). Die Interviewer waren zuvor angewiesen worden, auf alle Antworten der Befragten positiv-neutral zu reagieren. Zudem wurde die Nutzung suggestiver Fragen bewusst vermieden. Die Befragten wurden auch bestärkt, von ihren „Träumen“ zu berichten. Die Realisierbarkeit dieser Vorstellungen wurde von den Interviewern im Gespräch nicht hinterfragt. Nicht zuletzt spielt auch die wahrgenommene Vertraulichkeit der Angaben eine Rolle. Diese Vorbehalte können normalerweise meist mit dem Verweis auf eine sichere Anonymisierung zerstreut werden. Im vorliegenden Projekt konnte den Interviewten aufgrund des Auftrags, der unter anderem konkrete personenbezogene Angaben beinhaltet, keine volle Anonymisierung versichert werden.

## Forschungsdesign

Die Datenerhebung lässt sich in folgende Phasen unterteilen:

<b>Phase 1</b>	Kennenlernen struktureller Bedingungen und der Unterstützungsorganisation Methode: Leitfadengestützte Befragung
<b>Phase 2</b>	Ermittlung personenbezogener Daten (individuelle Wohnbiographie, Kommunikationsverhalten, usw.) Methode: Dokumentenanalyse
<b>Phase 3</b>	Erhebung individueller Wohnwünsche und -bedürfnisse sprechender Bewohner Methode: leitfadengestützte Interviews
<b>Phase 4</b>	Erhebung individueller Wohnwünsche und -bedürfnisse kaum bzw. nicht-sprechender Bewohner Methode: leitfadengestützte Interviews mit Bezugspersonen und teilnehmende Beobachtung

Abb. 2: Phasen des Forschungsprojekts

### Phase 1:

Nach einem offenen Kennenlernen des Ortes, zu dem eine ausführliche Begehung, eine Hospitation im Förderbereich sowie die Vorstellung der Projektbeteiligten auf einer Bewohnerversammlung und im Wohnerrat gehörte, wurden mehrere leitfadengestützte Gespräche mit Mitarbeitern des begleitenden Dienstes und der Wohnleitung zu strukturellen Bedingungen und organisatorischen Fragen geführt. Diese Daten waren notwendig, um die späteren Detailerhebungen an die konkreten Umstände in Ditterswind anpassen zu können. Zudem wurde hierdurch der Kontext des pädagogischen Handelns vor Ort und damit die allgemeinen Unterstützungsleistungen und -formen erhoben. Die Kenntnis dieser Daten ergänzt die Bewertung der subjektiven Eindrücke der Bewohner um eine intersubjektive, übergeordnete Ebene. In dieser Phase wurden zudem Erhebungsinstrumente und -ergebnisse vorangegangener Nutzererhebungen gesichtet und analysiert.

## Phase 2:

In der zweiten Phase wurden im Rahmen einer Aktenrecherche die personenbezogenen Daten aller Bewohner eingesehen. Hierfür wurden Angaben zu der (Wohn-)Biographie, der aktuellen (Wohn-)Situation, der Unterstützungsplanung und dem Kommunikationsverhalten erhoben. Diese wurden in personenbezogenen Kurzprofilen gesammelt. Die Profile dienten in Phase 3 und 4 der Vorbereitung der Interviewer und der Zuordnung der Personen zu den zwei Erhebungsgruppen (sprechend und nicht/kaum lautsprachlich kommunizierend).

## Phase 3:

In dieser Phase wurden die Bewohner, die sich über Lautsprache mitteilen können, direkt in leitfadengestützten Einzelinterviews zu ihren Wohnwünschen und -bedürfnissen befragt. Die Bewohner wurden durch die Mitarbeiter der Wohngruppen über Zeitpunkt und Vorgehensweise der Erhebung informiert, sodass die zu befragenden Personen sich auf die Situation einstellen konnten. Grundlegendes Prinzip des Vorgehens war selbstverständlich die Freiwilligkeit der Teilnahme an der Befragung.<sup>3</sup>

Die Interviews wurden von Mitarbeitern der Universität Würzburg sowie von Studierenden an 5 Terminen im Zeitraum von November 2013 bis Januar 2014 durchgeführt. Dieser Feldphase war eine Schulung vorangegangen, in der die Einweisung in das Erhebungsverhalten und das konkrete Instrumentarium stattfand. Die Interviewer konnten den Standort und die Bewohner im Rahmen von Hospitationen kennenlernen und sich den späteren Interviewpartnern vorab persönlich vorstellen. Diese Kennenlernphase half, die Hemmschwelle der Bewohner, sich mit fremden Personen über ihre subjektiven Befindlichkeiten auszutauschen, zu senken und kann damit als wichtige Voraussetzung für das Gelingen der Gespräche eingeschätzt werden.

Der Leitfaden (s. Anhang) wurde auf Grundlage des Instruments „So möchte ich wohnen“ (Göbel 2005) und unter Berücksichtigung der Fragelogik der Persönlichen Zukunftsplanung (vgl. Doose et al. 2004) konstruiert. Der Leitfaden beinhaltet zwei Fragekomplexe, die jeweils in die drei Bereiche „räumliche Umgebung“, „soziale Umgebung“ und „Aktivitäten“ unterteilt sind:

<sup>3</sup> Alle gesetzlichen Betreuer wurden vorab schriftlich über das Forschungsprojekt und das geplante Vorgehen informiert und hatten die Möglichkeit, der Teilnahme der von ihnen vertretenen Person zu widersprechen.

- Im ersten Abschnitt des Gesprächs geht es um die Bewertung der aktuellen Wohnsituation. Hierbei werden in allen drei Bereichen die persönlichen Präferenzen bzw. Abneigungen ermittelt.
- In der zweiten Gesprächsphase werden in Bezug auf die drei Bereiche prospektive Vorstellungen ermittelt. Die Personen wurden hierbei dazu aufgefordert, sich möglichst von realen Bedingungen zu lösen und eigene Ideen zur Gestaltung einer optimalen Wohnumwelt zu entwickeln.

Das Erhebungsinstrument wurde einem Pretest in einer ähnlich strukturierten Einrichtung unterzogen und auf Grundlage dieser Erfahrungen modifiziert. Neben den für qualitative Interviews gültigen Regeln der Offenheit und Flexibilität der Erhebungssituation, wurde das Instrument mehrstufig konstruiert, da eine individuelle Differenzierung explizit vorgesehen war. Je nach dem jeweiligen Antwortverhalten der Bewohner wurde der Fragebogen auf verschiedenen Frageebenen genutzt. So konnte auch die Abfolge der Fragen an den persönlichen Erzählfluss der interviewten Person angepasst werden.

Alle Befragten wurden vor dem Interview über Ziel und Ablauf der Gespräche informiert. Sie wurden außerdem auf die Freiwilligkeit ihrer Teilnahme und die jederzeitige Möglichkeit des Abbruchs bzw. der Unterbrechung hingewiesen, von der einige Bewohner auch Gebrauch machten. Um eine spätere systematische Auswertung des Datenmaterials zu ermöglichen und die Gesprächssituation nicht unnötig zu stören, wurden alle Gespräche nach Zustimmung der Bewohner mithilfe eines Diktafons aufgezeichnet. Die Geräte wurden den Bewohnern gezeigt und die Funktionsweise bei Interesse vor Beginn der Erhebung demonstriert.

Die in Phase 2 erstellten Kurzprofile der Personen wurden als Vorbereitung auf die einzelnen Gesprächssituationen genutzt und ermöglichten, je nach Datenstand, biographiebezogene Fragen. So konnte bspw. das Wissen um den Geburtsort oder Angaben zu Sozialkontakten je nach Gesprächssituation eingebracht werden. In den Profilen wurden bewusst keine Angaben zum Sozialverhalten oder an anderer Stelle verlaublichen Wohnwünschen der Bewohner angeführt, um eine möglichst unvoreingenommene Haltung der Interviewer zu gewährleisten.

Da der zweite Gesprächsabschnitt die Fähigkeit zur Abstraktion von gegebenen Umständen voraussetzt, wurde der Schwerpunkt der Interviews bewusst auf den ersten Komplex gelegt. Diesem Vorgehen liegt die Annahme zugrunde, dass aus der Bewertung der aktuellen Situation und Umstände das zukünftige Bewertungsverhalten der Bewohner prognostiziert werden kann. Aufgrund der zahlreichen Unsicherheitsfaktoren, die die Situation eines Umzugs charakterisieren, kann diese jedoch keinesfalls mit einer sicheren Vorhersage gleichgesetzt werden. Diese implizite „Unsicherheit“ wurde in der Auswertung und Ergebnisinterpretation berücksichtigt.

Ergänzend wurden vier Interviews geführt, die einen vertieften Einblick in die subjektive Bewertung der Lebensqualität ermöglichen sollten. Der hierfür genutzte Leitfaden orientierte sich an dem Lebensqualitätsmodell von Seifert (n. Felce; Perry 1997), das verschiedene Dimensionen zur Beschreibung von Wohlbefinden bietet (sozial, aktivitätsbezogen, materiell, emotional und physisch).

Physisches Wohlbefinden	Soziales Wohlbefinden	Materielles Wohlbefinden	Aktivitätsbez. Wohlbefinden	Emotionales Wohlbefinden
Gesundheit Körperpflege Bewegung Entspannung Schutz vor Verletzung	Interaktion Kommunikation persönliche Beziehungen soziale Integration Wertschätzung	Räumlichkeiten Ausstattung der Räume Eigentum finanzielle Mittel bevorzugte Gegenstände Transportmittel	Tagesablauf Aktivität Entwicklung Partizipation Selbstbestimmung Wohnen Arbeit Freizeit und Bildung Therapie	Selbstwertgefühl Zugehörigkeit Sicherheit und Geborgenheit Sexualität psychische Gesundheit

Tab. 1: Dimensionen von Lebensqualität (Seifert 2004, 5)

Insgesamt konnten in dieser Phase 43 Einzelinterviews geführt werden. Personen, die von den Interviewern mit dieser Methode nur unzureichend erreicht werden konnten, wurden noch einmal in der vierten Phase befragt.

#### Phase 4:

In diese Phase der Datenerhebung wurden jene Personen einbezogen, die kaum oder nicht lautsprachlich kommunizieren. Um einen Zugang zu diesen Bewoh-

ner zu erhalten, wurden die Interviews zu Wohnwünschen und -bedürfnissen im Beisein der betroffenen Personen mit der Unterstützung von Bezugspersonen geführt.<sup>4</sup> Die Anwesenheit der Bewohner war im Sinne eines partizipativen Ansatzes zentral und prägte die Erhebungssituation, unabhängig von dem jeweils individuellen Kommunikationsverhalten der Person. Partizipativ heißt in diesem Zusammenhang, dass die Bewohner im Forschungsprozess „als Expert/innen ihrer sozialen Lebenswelt“ (Bergold; Thomas 2010, S. 333) anerkannt und möglichst eng in die sie betreffenden Fragen einbezogen wurden.

Auch diese Gespräche wurden, soweit gewünscht, in den Zimmern der Bewohner durchgeführt. Die Interviewer waren gleichsam durch die Profile über biographische Eckdaten und kognitive bzw. kommunikative Voraussetzungen der Bewohnern informiert. Bei den Interviewern dieser Phase handelte es sich um Mitarbeiter des Lehrstuhls, die über praktische Erfahrungen im Umgang mit Personen mit schweren Beeinträchtigungen verfügen.

Der den Gesprächen zugrunde liegende Leitfaden orientierte sich sowohl inhaltlich als auch formal an dem Leitfaden der Gespräche mit den sprechenden Bewohnern. Das heißt, dass auch in diesen Gesprächen in erster Linie die individuelle Bewertung der aktuellen Wohnsituation im Fokus stand, die dann in einem zweiten Schritt um hypothetische Angaben zu Veränderungswünschen ergänzt wurde. Angesichts des indirekten Zugangs zu den Daten und der starken kognitiven und/oder kommunikativen Einschränkungen unterliegen Angaben zu diesem zweiten Themenkomplex zusätzlich der Personenkenntnis der Bezugsperson. Diese Einschränkung wurde in der Auswertungsphase berücksichtigt. So weit wie möglich wurden die Bewohner auch in diesen Erhebungen direkt in die Befragung einbezogen. Allerdings war die Unterstützung der Mitarbeiter wichtig, um die Aussagen und das Verhalten der Personen für die Interviewer zu deuten, zu ergänzen bzw. zu ersetzen. Es ging dabei nicht um die Darstellung der Perspektive und Interessen der Mitarbeiter, sondern um die Stellvertretung des Bewohners in im Sinne einer Assistenzleistung.

Um eventuelle Abweichungen oder Unstimmigkeiten im Verhalten des Bewohners besser identifizieren zu können, wurden die Gespräche von Beobachtern begleitet. Die Beobachtungen wurden in einem Beobachtungsbogen dokumentiert und nachträglich in die Transkriptionen der Audiodaten eingefügt. Soweit wie möglich wurde versucht, das Verhalten der Personen direkt im Gespräch zu verbalisieren und zu hinterfragen. Diese Beobachtungsinstanz wurde mit dem Ziel der zusätzlichen Datenvalidierung installiert.

<sup>4</sup> An einem der Gespräche nahm zusätzlich auf eigenen Wunsch der gesetzliche Betreuer des Bewohners teil.

## Auswertung der Daten

Die Auswertung der Interviews wurde mithilfe der Qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2010) durchgeführt. Hierfür wurden die Transkripte der Interviews anhand des entwickelten Kategoriensystems systematisch analysiert und interpretativ geordnet. Kategorien wurden hierbei „als Werkzeuge zur Phänomenklassifizierung“ (Kuckartz 2010, S. 62) verstanden. Der Kodierleitfaden war durch die Erhebungsinstrumente vorstrukturiert und wurde auf Grundlage des Datenmaterials differenziert. Zu den angewandten Methoden zählen die Generalisierung, Explikation und Strukturierung.

Es handelt sich bei den Ergebnissen der Interviews um Momentaufnahmen. Da sich Menschen im Laufe der Zeit vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen kontinuierlich entwickeln, verändern sich auch ihre individuellen Wohnbedürfnisse und -präferenzen. Die gewonnenen Daten sind demnach nur in einem begrenzten zeitlichen Rahmen als gültig zu betrachten. Momentaufnahmen sind zudem unvermeidlich zahlreichen Kontextfaktoren ausgesetzt, wie z. B. der aktuellen Befindlichkeit der befragten Person oder den dem Gespräch vorausgegangenen Situationen. Die Validierung der im Rahmen der vorliegenden Querschnittstudie getroffenen Aussagen kann durch eine Verstetigung der Bedarfsermittlung erreicht werden.

Die Wünsche und Bedürfnisse jener Menschen, die nicht oder kaum lautsprachlich kommunizieren, waren oft nur indirekt ermittelbar. Neben den Möglichkeiten der Unterstützten Kommunikation sind hierfür eine besondere Nähe und Personenkenntnis notwendig. Auch enge Bezugspersonen bewegen sich hierbei oft „auf dünnem Eis“: „Man interpretiert halt immer viel, man kann auch komplett falsch liegen, mit solchen Dingen, aber das werden wir nie erfahren.“ (B 41, 147) beschreibt ein Bezugsbetreuer seine Bewertungsgrundlage. Das bei dieser Personengruppe angewandte Vorgehen (Befragung gemeinsam mit Bezugsperson, Installation eines Beobachters, der Reaktionen der betroffenen Person dokumentiert) sollte eine möglichst dichte Annäherung an die subjektiven Befindlichkeiten und Einschätzungen der nicht oder kaum sprechenden Bewohner ermöglichen. In die Auswertung wurden auch Bewertungen einbezogen, die von den jeweils für die Durchführung der Gespräche verantwortlichen Interviewern in einem Postskriptum festgehalten wurden. Zur Steigerung der Intersubjektivität wurden zusätzlich die Einschätzungen der Interviewer zu zentralen Aussagen der befragten Person berücksichtigt.

Dem internen Bericht liegt außerdem eine tabellarische Darstellung der personenbezogenen Ergebnisse bei. Die Interviews wurden hierfür bezüglich zentraler Kategorien analysiert und zusammengefasst. Hierbei wurde eine farbliche Differenzierung der Antworten vorgenommen:

Angaben, die sowohl vom Interviewer als auch von der auswertenden Person als sicher bewertet wurden, sind grün gekennzeichnet. Sicher gelten Antworten, denen zufolge die dazugehörige Frage richtig verstanden wurde und die im Kontext der übrigen Aussagen und des gezeigten Verhaltens der interviewten Person als momentan gültig angesehen werden können. Aussagen, die vom Interviewer oder von der auswertenden Person als unsicher oder fragwürdig eingestuft wurden, wurden gelb markiert.

Name	Wunschort	(Veränderungs-) Wunsch Zimmer/ Wohnung/ Gebäude	Wunsch: soziales Umfeld/ Mitbewohner	Ablehnung: soziales Umfeld	Wunsch: Mitarbeiter	Wunsch: Einzel-/ Mehrbettzimmer?	Freizeitwunsch
Herr X.	S. oder ländlicher, ruhiger Ort	Rückzugsmöglichkeiten, persönliche Bilder, Hund	Hr. W., Hr. L., Hr. V, ruhige Wohngruppe	Hr. M.	/	Einzelzimmer	Aufenthalt im Park, einkaufen, ausruhen, fernsehen

Tab. 2: Beispiel für tabellarische Auswertung personenbezogener Daten

Die in diesem Bericht referierten Ergebnisse stellen ausschließlich subjektive Bewertungen und Wünsche der Bewohner dar. Die Berücksichtigung der individuellen Befindlichkeiten und Bedürfnisse sind eine notwendige, allerdings keine hinreichende Bedingung für eine optimale Begleitung im Wohnbereich. Darüber hinaus müssen auch solche Faktoren in die Planung einbezogen werden, die möglicherweise von der betroffenen Person nur unzureichend berücksichtigt werden. In einer Fallstudie vor Ort (vgl. Frisch 2014) konnte nachgezeichnet werden, dass subjektive Bedürfnisse in bestimmten Konstellationen in einem Spannungsverhältnis zu pädagogisch-therapeutischen Zielen stehen können. Aus diesem Grund ist eine Diagnostik der „objektiven“ Unterstützungsbedarfe (z. B. Pflegestufe, Familiensituation) eine wichtige Ergänzung subjektiver Darstellungen.

## Untersuchungsrahmen: Schloss Ditterswind und seine Bewohner

### Die Bewohner

Die Bewohner zeigen ganz unterschiedliche Ausgangs- und Bedarfslagen und einen mehr oder minder hohen Unterstützungsbedarf: Die Behinderungen sind sehr unterschiedlich im Hinblick auf Schwere und Ausprägungen und werden individuell durch weitere Beeinträchtigungen ergänzt (wie autistische Züge, Verhaltensauffälligkeiten u. a.). Infolge unterschiedlicher Beeinträchtigungen bezüglich kognitiver Fähigkeiten, Mobilität, Selbstversorgung, sozialer Kompetenzen und Kommunikation ist auch der Hilfe- und Unterstützungsbedarf sehr unterschiedlich.

Einen gesonderten Bewohnerkreis bilden sechs junge Menschen, die intern als „Junge Wilde“ bezeichnet werden. Diese sind leicht entwicklungsverzögert und zeigen (starke) Verhaltensauffälligkeiten bzw. herausforderndes Verhalten, psychische Erkrankungen und/ oder Persönlichkeitsstörungen. Sie sind in verschiedenen Wohngruppen untergebracht, verfügen über Erfahrungen in der Psychiatrie oder im Strafvollzug und stammen vorwiegend aus prekären Verhältnissen. Um diesen spezifischen Lebenslagen gerecht zu werden, wird für diese Bewohner, soweit möglich, eine eigene Tagesstruktur geboten.

Aus der großen Altersspanne der Bewohner ergeben sich auch altersbedingte Krankheits- und Problemlagen. Die Einrichtung hat sich der lebenslangen Pflege der Bewohner verpflichtet und leistet in Kooperation mit der Hospizhilfe und dem Pfarrer der Gemeinde Sterbebegleitung vor Ort. Dieser Umstand führt zu einer relativ hohen Sterberate in jener Wohngruppe, in der diese Begleitung stattfindet.

### Strukturelle Bedingungen

Um die subjektiven Aussagen der Bewohner im Kontext der realen Gegebenheiten bewerten zu können, soll an dieser Stelle eine deskriptive Darstellung der Unterstützungssituation und -angebote vorgenommen werden. Diese Analyse basiert auf einer Reihe von Gesprächen mit Mitarbeitern des Sozialdienstes, der OBA sowie der Wohnleitung und wurde durch Informationen der Öffentlichkeitsarbeit sowie persönliche Eindrücke der Forschungsgruppe vor Ort ergänzt. Der Leitfaden für die Gespräche wurde auf Grundlage des LEWO-Katalogs (vgl. Schwarte; Oberste-Ufer 1997, 372-411) entwickelt.

Der Standort Ditterswind liegt in der Gemeinde Maroldsweisach im Landkreis Haßberge (Bezirk Unterfranken). Das Schloss beherbergt seit 1967 Menschen

mit mehrfachen und schweren Behinderungen und einem hohen Hilfebedarf. Neben den Wohneinheiten stehen auf dem Gelände auch beschäftigungsbezogene Angebote zur Verfügung (Arbeitsvorbereitung, Tagesförderstätte, Seniorentagesstätte). Die Förderstätte und Therapiebereiche befinden sich im Erdgeschoss des Nebengebäudes und damit in unmittelbarer Nähe zu den Wohnbereichen. Jene Personen, die die Anforderungen der WfbM erfüllen, sind tagsüber in der WfbM im Haßfurter Stadtteil Augsfeld beschäftigt.

### Wohnorganisation

Die Bewohner leben vor Ort in sieben Wohngruppen, die sowohl im Hauptgebäude (Schloss) als auch im sog. Parkhaus und dem Nebengebäude untergebracht sind. Zum Standort gehört außerdem eine Außenwohngruppe in Hofheim, in der Personen mit geringerem Unterstützungsbedarf ambulant begleitet werden. Diese Wohngruppe wurde nicht in die vorliegende Erhebung einbezogen.

Jeder Wohnbereich am Standort Ditterswind verfügt über mindestens einen Gemeinschaftsraum, einen Bereich zum Essen sowie über eine Küche. Die Bewohner sind in Einzel- oder Doppelzimmern untergebracht, die jeweils individuell eingerichtet sind. Die Möbel werden bei Bedarf von der Einrichtung gestellt, können aber auch aus dem persönlichen Bestand der Personen stammen. Die Gruppen sind hinsichtlich des Geschlechts und des Alters der Bewohner gemischt und die Doppelzimmer sind, außer bei Partnerschaften, gleichgeschlechtlich besetzt. 30 Bewohner leben in Einzelzimmern, 36 in Doppelzimmern; die Wohngruppen bestehen aus sieben bis 11 Personen (1x7, 1x8, 1x9, 2x10, 2x11) (Stand 11. 2013). Einige der Bewohner verfügen über eigene Schlüssel für ihre Zimmer.

Die sanitären Anlagen werden gemeinschaftlich genutzt. Die räumlichen Bedingungen sind stark durch die Größenvorgaben der Schlossanlage geprägt: Während die Gemeinschafts- und Eingangsbereiche sehr großräumig sind, zeichnen sich die meisten Bewohnerzimmer und die Park- und Nebengebäude durch beengte Verhältnisse aus. Nur das Hauptgebäude bietet rollstuhlgerechten Wohnraum, wobei auch hier in einigen Bereichen Stufen vorgelagert sind. Diese und die übrigen Wohngruppen, die zum Teil über enge Treppen zu erreichen sind, erscheinen für mobilitätseingeschränkte Bewohner nicht oder nur schwerlich zugänglich.

Personen mit Tendenzen „weg zu laufen“, die sich räumlich nicht oder schwer orientieren können sowie jene, die selbst- und fremdgefährdendes Verhalten



zeigen oder unter sehr starken epileptischen Anfällen leiden, wohnen, abgesichert über einen gerichtlichen Beschluss, in der „geschlossenen Einheit“, die sich durch spezielle räumliche Anpassungen auszeichnet. Diese Wohngruppe ist karg eingerichtet, die Zimmer der Bewohner werden fast ausschließlich zum Schlafen aufgeschlossen.

Die Gebäude sind von einem weitläufigen, gepflegten Park umgeben, in dem Schafe und Katzen gehalten werden. Einige Wohngruppen verfügen zudem über geräumige Balkone. Das Gelände ist eingezäunt, die Toreinfahrt, die direkt auf den Dorfplatz und die Kirche des Ortes führt, ist jedoch weit geöffnet und ermöglicht jederzeit den Ein- und Ausgang. Die Kontakte zu den Bewohnern des Ortes finden jedoch nur punktuell statt. Ditterswind ist nicht an den öffentlichen Personennahverkehr angebunden. Es gibt im Ort ein kleines Lebensmittelgeschäft, das allerdings nur zu wenigen Stunden geöffnet ist.

### **Betreuung und Versorgung**

Die pädagogische Betreuung und Begleitung der Bewohner wird tagsüber von insgesamt 37 Mitarbeitern (inkl. HEP-Schülern, Helfern und Praktikanten, in Voll- und Teilzeit) sichergestellt (Stand 11. 2013). Die Mitarbeiter der Wohngruppen verfügen über Qualifikationen als Erzieher, Heilerziehungspfleger, Altenpfleger, Krankenpfleger, Kinderpfleger, Ergotherapeuten, Heilpädagogen, Motopäden bzw. wurden „angelernt“, wobei die Fachquote in jedem Leistungstyp bei mindestens 50 % liegt. Neben einigen „Springern“, die in mehreren Wohnbereichen tätig sind, wird die Unterstützung größtenteils von einer festen Besetzung abgedeckt.

Auf jeder Gruppe befindet sich immer ein Mitarbeiter, wobei zu Zeiten intensiven Bedarfs (z. B. wochentags morgens) eine zusätzliche Arbeitskraft für jeweils drei Bereiche eingeteilt ist. Die Wohnbereiche sind auch tagsüber durch Mitarbeiter besetzt, um den Bewohnern unterschiedliche Zeitmodelle in der Tagesförderstätte zu ermöglichen und flexibel auf unerwartete Ereignisse (z. B. Arztbesuche, Krankheiten) reagieren zu können. Diese Präsenz ist auch notwendig, da einige der Bewohner bereits berentet sind und an den optionalen Angeboten der Seniorengruppe je nach eigener Befindlichkeit teilnehmen. Am Wochenende wird jede Wohngruppe durch jeweils einen Mitarbeiter im Schichtdienst begleitet. Nachts werden eine Nachtwache und ein zusätzlicher Bereitschaftsdienst bereitgestellt. Die Begleitung der Betreuung in der Tagesförderstätte wird von eigenem Personal getragen.

Grundlage der pädagogischen Arbeit bilden individuelle Hilfe- und Assistenzplanung (nach HMB-Verfahren) und die Leitlinien der Rummelsberger Dienste, in denen das christlich-diakonische Selbstverständnis sowie der fachliche Anspruch formuliert ist (vgl. Unternehmensgrundsätze, o.J.). Die konkrete Begleitung im Wohnbereich wird je nach Wohngruppe intern organisiert und umgesetzt. Unterstützte Kommunikation wird vorrangig über Piktogramme im Dienst und Menüplan eingesetzt. Einige Bewohner verfügen über Ich-Bücher, die in der Tagesförderstätte erstellt und aufbewahrt werden.

Die Versorgung wird über eine Zentralküche und eine hausinterne Wäscherei sichergestellt. Einige Bewohner, z. B. die „Jungen Wilden“, werden verstärkt in die selbständige Verpflegung und andere hauswirtschaftliche Tätigkeiten einbezogen. Im Freizeitbereich werden verschiedene Angebote bereitgestellt: Einige der Bewohner nehmen an individuellen Einkaufsfahrten teil, mehrmals im Jahr gibt es Kinobesuche, den „Samstreff“, Kegeln, Dart, Boccia und Sportprogramme, für die man sich bei Interesse anmelden kann (Programm OBA 2013). Einmal im Jahr werden begleitete Urlaubsreisen, je nach Anlass zusätzliche Feste (Sommerfest, Fasching etc.) angeboten. Individuell begleitete Aktivitäten sind aufgrund der Rahmenbedingungen selten möglich.

### **Geplante Veränderungen**

Das Schloss mit seinem Wohnangebot soll bis Anfang 2015 zugunsten kleinerer, gemeindenaher Wohneinheiten in Zell, Ebern und Ebelsbach aufgegeben werden (siehe Abb. 3). Dies ist aufgrund der baulichen Mängel (fehlende Barrierefreiheit, unzureichende sanitäre Anlagen, kleine Zimmer), aber auch vor dem Hintergrund der konzeptionellen Umorientierung an dem Leitbild „Teilhabe und Inklusion im Sozialraum“ notwendig. Die Bewohner sollen an den drei neuen Standorten neue Wohnmöglichkeiten finden, wobei hierfür die Orientierung an deren objektiven Unterstützungsbedarfen (Leistungstypen) wie auch an ihren persönlichen Wünschen vorgesehen ist, um ähnliche Angebote gebündelt bereitstellen zu können. Dies impliziert eine Homogenisierung der Wohngruppen nach der Schwere der Behinderung.





Abb. 3: Geplante Umstrukturierung des Standortes „Schloss Ditterswind“

In Zeil und Ebelsbach entstehen für jeweils 24 Personen in vier Wohngruppen Einzelappartements mit eigener Nasszelle, Terrasse bzw. Balkon und Anschlussmöglichkeiten für eine Küchenzeile. Der zuständige Projektleiter beschreibt:

„Neue Lebensrealitäten auf der Basis von Teilhabe und Inklusion im Sozialraum – das sind unsere Grundsätze, nach denen die neuen Wohn- und Betreuungsstätten errichtet werden. Die Menschen sollen entsprechend ihrer körperlichen Möglichkeiten am Leben der sie umgebenden Region teilnehmen können und Teil der Einwohner werden.“ (Grundmann o.J.)

Die Förder- und Beschäftigungsangebote werden räumlich getrennt, aber auf demselben Grundstück realisiert. Um Wege und Dienste bündeln zu können, sollen Personen, die am gleichen Ort beschäftigt werden, jeweils zusammen untergebracht werden. Das Wohnangebot in Ebern ist für jene Personen vorgesehen, die mittel- und langfristig in ambulant betreuten Settings untergebracht werden sollen (v. a. „Junge Wilde“).

Einen wichtigen Faktor im Bedingungsgefüge des Prozesses spielten lange Zeit die Anwohner des Ortes, von denen sich einige aus verschiedenen Gründen öffentlichkeitswirksam gegen die Auflösung des Standortes aussprachen. Für die vorliegende Untersuchung interessant ist dabei der Verweis der Gegenbewe-

gung auf die Bedürfnisse der Bewohner. In einem Offenen Brief an die Aktion Mensch kritisiert der Vertreter des Ortsvereins einer politischen Partei:

„Das Wohl des einzelnen Menschen tritt in den Hintergrund. Ein großer Teil der behinderten Menschen möchte Ditterswind nicht verlassen. (...) Es ist aus meiner Sicht fraglich, ob eine Beteiligung der betroffenen Menschen mit Behinderung an Planung, Durchführung und Auswertung des geförderten Projektes stattgefunden hat.“ (Günther 2011)

### Bisherige Erhebungen vor Ort

Um die Bedürfnisse der Bewohner bei der Gestaltung des Unterstützungsangebots berücksichtigen zu können, wurden 2008 und 2011 standardisierte Bewohnererhebungen durchgeführt. Diese ergab 2011 einen Veränderungsbedarf im Bereich „Essen“ und offenbarte Unzufriedenheit mit dem Freizeitangebot vor Ort. Die Hälfte der Bewohner gab an, in Ditterswind „sehr zufrieden“ zu sein, 68 % fanden, dass ihnen genügend Mitarbeiter zur Verfügung stehen. Auf die Frage „Wie möchten Sie wohnen?“ gaben 29 % die Option Wohnheim an, 21 % die AWG, 12 % im AUW, 29 % mit einem Partner. Deutlich geäußert wurde der Wunsch nach einem Einzelzimmer.

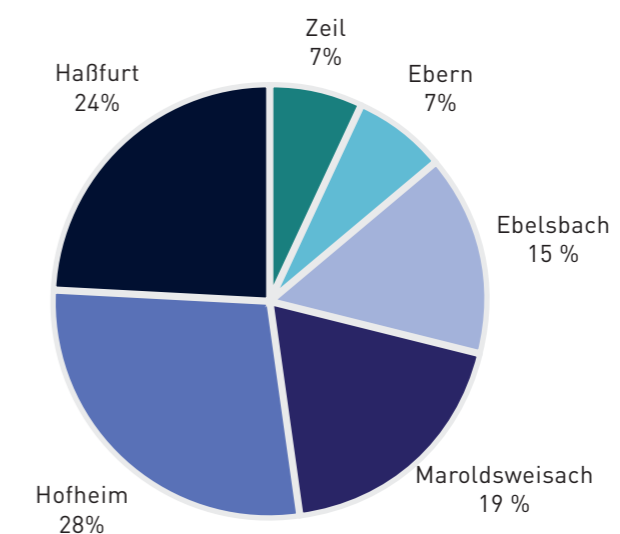


Abb. 4: Angaben zu gewünschten Wohnorten laut der Nutzerbefragung (2011, eigene Darstellung)

Auf die Frage „In welchem Ort möchten Sie wohnen?“ nannten je ca. 5 % Zeil und Ebern, ca. 12 % Ebelsbach, ca. 15 % Maroldsweisach (Ditterswind), ca. 22 % Hofheim und 19 % Haßfurt. (vgl. interne Auswertung der Nutzerbefragung von 11/2011) (vgl. Abb. 4).

Auch die OBA erfragt jährlich die Wünsche bzgl. der Freizeitgestaltung und die Bewertung der angebotenen Programme. Diese Daten werden über die auf den Wohngruppen beschäftigten Mitarbeiter erhoben. Die Ergebnisse werden, soweit möglich, bei der Gestaltung der Jahresprogramme berücksichtigt.

Die Interessen der Bewohner werden – je nach Engagement der gewählten Personen – durch den Bewohnerbeirat vertreten. Einen Elternbeirat gibt es nicht mehr – dies ergibt sich auch aus den veränderten familiären Situationen der Bewohner. Im Eingangsbereich des Schlosses befindet sich zudem ein Kummerkasten für Beschwerden, der scheinbar kaum genutzt wird. Mit der Einrichtung einer Case-Managerin vor Ort werden auch Methoden der Persönlichen Zukunftsplanung implementiert. Dieser Ansatz ermöglicht individuelle Bedarfserhebungen und -planungen.

## Darstellung der Ergebnisse: Wohnwünsche der Bewohner

Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse der drei Hauptkategorien (räumliche Aspekte, soziale Kontakte und Tätigkeiten) deskriptiv dargestellt. Die anonymisierten Daten stammen aus 71 Gesprächen mit 62 Bewohnern.<sup>5</sup> Die personenbezogene Auswertung der Gespräche hinsichtlich ausgewählter Kernthemen befindet sich im Anhang (nur in interner Ausgabe). Da die Kategorien des räumlichen, sozialen und tätigkeitsbezogenen Umfelds jeweils unterschiedlich wichtige Rollen für die einzelnen Personen spielen, gilt es im Einzelfall die individuelle Gewichtung der Bedarfe und Wünsche zu berücksichtigen. Selbstverständlich bedingen sich die Kategorien gegenseitig (z. B. die Frage nach einem Einzelzimmer, die sowohl die Gestaltung des eigenen Raumes als auch der sozialen Beziehungen betrifft) und sind daher nur in Wechselwirkung zu interpretieren.

### Räumliche Aspekte

#### Aussagen zum Zimmer: „Eigentlich ein ganz normales Zimmer“ (B 41, 103)

Eingangs wurden die Bewohner gefragt, was ihnen in/an ihrem Zimmer besonders wichtig ist bzw. was sie stört und sie gerne verändern möchten. Die Fragen bezogen sich sowohl auf die Nennung oder Beschreibung der jeweiligen Elemente (Möbel, Gegenstände etc.) als auch auf die dahinter stehenden Motive und Gründe. Fast alle Bewohner bzw. deren Bezugspersonen gaben auf diese Frage eine Antwort. Eine besonders wichtige Rolle für das Wohlbefinden im eigenen Zimmer spielen persönliche Objekte, wie Bilder und Fotos von Angehörigen, aber auch Urkunden, Andenken und Souvenirs. So bewahren einige Bewohner Fotoalben auf, andere sammeln Auszeichnungen anlässlich eines Jubiläums oder diverse Ehrungen.

Der am häufigsten genannte (Wunsch-)Gegenstand ist der eigene Fernseher im Zimmer – 32 % der Befragten wünschen sich ein eigenes Gerät. Obwohl in allen Gemeinschaftsräumen die Möglichkeit zum Fernsehen besteht, möchten die meisten der Bewohner sich vorbehalten, diesem Zeitvertreib auch allein nachzugehen. Auch Stereoanlagen, Schallplatten-, CD-Spieler bzw. Kassettenrekorder, Radios und Handys werden von vielen Bewohnern als Apparate genannt, die sie unbedingt in ihrem Zimmer besitzen möchten. Einige Bewohner haben CD-Sammlungen, auf die sie stolz sind und die sie unbedingt behalten möchten. Neben technischen Geräten wurden etliche weitere relevante Objekte genannt: Mehrmals wurden das eigene Bett, Lampen und Teppiche aufgezählt. Einige Personen nannten auch ihre eigene Kleidung, bestimmte Bettwäsche und

<sup>5</sup> Eine Ziffer bezeichnet nachfolgend jeweils die Bewohner (z.B. „B 10“), die weiteren Ziffern verweisen auf die Zeilen eines Zitats im Transkript. Mit „I“ sind die Interviewer gekennzeichnet.

Handtücher als ihnen wichtigen Hausrat. Zahlreiche Personen haben Puppen oder Kuscheltiere bzw. Spielzeuge, die ihnen wertvoll sind. Mehrere Bewohner (B 60, B 39, B 33, B 39) pflegen Pflanzen in ihrem Zimmer, die ihnen gleichzeitig als Zeitvertreib dienen und wichtige Dekorationsstücke sind. Eine Bewohnerin fasste mit Blick auf den bevorstehenden Umzug zusammen:

„Ich will das eigentlich nicht aufgeben. Ich will komplett alles mitnehmen, weil das gehört ja mir.“ (B 13, 7)

Und an anderer Stelle:

„Das ist sehr wichtig. Das ist das Wichtigste, dass alles mitkommt. Wirklich ALLES. KOMPLETT. (...) Das ist sehr wichtig, weil ich wäre todtraurig, wenn mir jemand sagt, das und das kannst du nicht mitnehmen. Weil ich muss mich in meinem Zimmer wohlfühlen. Weil ich bin ja der Eigentümer von diesen ganzen Möbeln.“ (dies., 29ff.)

Einige wenige Personen verfügen hingegen kaum über Eigentum. Dies wurde von einer Bezugsperson mit fehlenden finanziellen Mitteln begründet:

„Der hat auch nicht viel Eigenes, weil sie vom Bezirk eben nicht viel Geld kriegen“ (B 56, 60).

Störende Aspekte wurden kaum explizit angeführt. Einige Personen (B 60, B 49, B 32) finden ihre derzeitigen Zimmer zu klein und wünschten sich mehr Platz.

„Ich kann mich einmal drehen, dann ist's rum.“ (B 32, 11) oder  
 „Ich habe mich entschieden: ich ziehe aus. Dass ich/ weil mein Zimmer zu klein ist, und dass ich woanders ein größeres habe.“ (B 13, 111)

Allerdings kann aus der Nennung der angeführten Wünsche auch auf aktuell störende Faktoren geschlossen werden. So wurde beispielsweise von mehreren Personen der Wunsch nach dichten Fenstern angeführt, ohne dass dieser bauliche Mangel vorher als lästig angeführt worden wäre. Nur eine Bewohnerin beschrieb:

„Da muss ich immer mit des [zeigt auf Kuscheltiere] weil da zu arg zieht“. (B 13, 25)

Neben der Bewertung ihrer aktuellen Situation wurden die Personen auch nach ihren Wünschen gefragt, die sie möglichst unabhängig von realen Einschränkungen äußern sollten. Für einige Personen schien zu diesem Zeitpunkt die Frage nach freien Wünschen im Kontext der aktuellen Entwicklungen allerdings zu spät angesetzt, da teilweise bereits genaue Vorstellungen zu den im Bau befindlichen Gebäuden vorherrschten. So relativierte ein Bewohner seinen Wunsch nach einem größeren Zimmer: „Aber so was wird's nicht geben. So ein großer, so ein Großes wird's nicht geben.“ (B 9, 251)

Ein anderer Bewohner reagierte folgendermaßen auf die Frage nach Wünschen für seine Einrichtung:

„Ach Gott, ich bin schon Jahre lang durch das, dass ich kein Sofa habe. Dann setz ich mich immer so ins Bett rein. Und hinter mir tue ich dann so ein Ding rein. So mach ich das. Das ist ja auch nichts Ganzes und nichts Halbes.“

I: „Und was würden Sie<sup>6</sup> sich wünschen für ein Zimmer? Würden Sie sich ein Sofa wünschen?“

B 10a: „Ja, wenn ich eins bräuchte, dann würde ich eines nehmen. Aber ich weiß nicht, ob die mir eins geben.“ (B 10a, 275ff.)

Diese beiden Antworten zeigen exemplarisch, dass sich viele der Bewohner durchaus der realen Einschränkungen bewusst sind. In Bezug auf die Gestaltung des eigenen Zimmers wurden nichtsdestotrotz zahlreiche Ideen und Vorstellungen geäußert. Gewünschte Möbelstücke – oftmals mit einer klaren Vorstellung von deren Farbe und Beschaffenheit – waren neue Schränke, Nachtkästchen, Regale, Tische, Lampen, Sofas, Stühle mit Rollen, ein neues (meist größeres) Bett, ein „vernünftige(r) Sessel“ (B 56, 209) oder eine neue Matratze. Darüber hinaus wurden kleinere Objekte wie Bettvorleger, Vorhänge, Teppiche und Kleiderhaken, aber auch elektrische Zahnbürsten und ein eigener Kühlschrank angeführt.

Einige Personen wünschten sich frisch oder farbig gestrichene Wände (59, 51, 29, 21, 7, 3, 27), eine Person nannte abwaschbare Wandfarben. Die Gestaltung des Raumes ist zudem von jeweils individuellen Wahrnehmungspräferenzen abhängig. So gibt es einige Bewohner, für die die Einbeziehung von Elementen der basalen Stimulation (z. B. durch die Nutzung unterschiedlicher Wandoberflächen) in der Raumgestaltung wünschenswert ist. Neben den unzähligen Veränderungswünschen wurde allerdings auch mehrfach auf die Bedeutung von räumlicher Konstanz und Kontinuität verwiesen.

<sup>6</sup> Die Ansprache der Bewohner wurde vor jedem einzelnen Interview besprochen und nach Wunsch des Bewohners genutzt.

Für einige Bewohner ist gerade angesichts der anstehenden Veränderungen des Umfelds die Bewahrung der gewohnten (Reiz-)Umgebung wichtig.

Besonders eindeutige Antworten wurden auf die Frage gegeben, ob man lieber in einem Einzel- oder Doppelzimmer leben möchte. Aktuell leben 36 der 67 Bewohner (ca. 54 %) in einem belegten Doppelzimmer. 68 % der Befragten wünschten sich, in einem Einzelzimmer wohnen zu können. Ein eigenes Zimmer bietet Raum zur freien Entfaltung, aber auch zum Rückzug:

„Also, ich würde gerne ein Einzelzimmer weiterwohnen, weil Einzelzimmer ist eigentlich das Beste, was man haben kann, aber man hat seine Ruhe, wenn man seine Ruhe braucht.“ (B 32, 75)

Einige Bewohner gaben an, sich durch das Verhalten anderer Personen gestört zu fühlen – ein eigenes Zimmer böte ihnen die Gelegenheit, sich diesen Situationen zu entziehen. Oftmals ist die derzeitige Wohnform des Doppelzimmers eher eine „Zweckgemeinschaft“ (B 56, 72), da organisatorische Entscheidungen vorangestellt sind. Ein Bezugsbetreuer begründete: „Wir müssen ja so und so viele Leute haben...“ (B 56, 72) oder

„Ja, er kommt mit dem X [der Zimmernachbar] nicht so klar. Das Doppelzimmer ist einfach nichts für ihn. Aber es geht halt nicht anders, wir müssen die Leute ja unterbringen.“ (B 6, 65)

Ein anderer Bewohner hält sich ungern in seinem Zimmer auf, weil sein Mitbewohner ihn dort stört: „Mein Nachbar hört immer so laut Radio. Das stört mich.“ (B 27, 12). Mehrere Personen haben scheinbar kaum Berührungspunkte zu ihrem Zimmerbewohner: „Die haben auch nicht so wirklich Kontakt zueinander.“ (B 54, 197) oder „Also, da ist eigentlich keine Sympathie und auch keine Abneigung zu sehen. Er [der Zimmernachbar] ist halt einfach da.“ (B 14, 83) Einige Bewohner legten sich in der Befragungssituation nicht auf eine Zimmerform fest: B 45: „Ist mir egal. Allein oder mit jemand zusammen. Ist mir egal.“ I: „Ist Ihnen egal.“ B 45: „Hauptsache er spinnt nicht.“ (B 45a, 212ff.)

Der Wunsch nach Doppelzimmern wird mit einer bestehenden Partnerschaft oder sehr engen, oft jahrzehntelangen Freundschaften zum derzeitigen Mitbewohner begründet.

Andere thematisierten den Zutritt zu ihrem Zimmer, den sie gerne gegenüber anderen Bewohnern beschränken möchten. „In mein Zimmer darf keiner rein, in mein Zimmer. Verboten.“ (B 48, 182)

Vier Personen berichteten, andere Bewohner würden Gegenstände aus ihren Zimmern entwenden, sodass sie ihre Räume zum Schutz abschließen müssten (B 28, B 5, B 33, B 27).

Die Möglichkeit zur Nutzung des eigenen Zimmers als individuellen Rückzugsort hängt allerdings stark von den realen Gegebenheiten ab. So erschwert der Umstand, dass in einer der Wohngruppen die persönlichen Zimmer zum Schutz vor dem destruktiven Verhalten eines Bewohners tagsüber meist abgeschlossen sind, Aussagen darüber, wo sich die betroffenen Personen gern aufhalten, da ihr Bewegungsradius und ihre Privatsphäre stark eingeschränkt sind. Der private Wohnraum wird hierdurch in seiner Funktionalität und Bedeutung auf die Nachtruhe reduziert: „Sein eigenes Zimmer ist für ihn der Raum zum Schlafen.“ (B 63, 13)

#### **Aussagen zur Wohnung: „Schöne, schöne Wohnung will ich.“ (B 28, 94)**

In den Interviews wurden die Bewohner weiterhin gebeten, ihre aktuelle Wohnung zu bewerten und diesbezüglich ihre Bedürfnisse zu äußern. Ähnlich wie in Bezug auf die Frage nach der Zimmergestaltung, wurden kaum negative Anmerkungen gemacht.

Vor allem mobilitätseingeschränkte Bewohner wünschten sich barrierefreie Wohnräume, in denen sie sich ohne Unterstützung bewegen können. Im aktuellen Wohnsetting können einige Bewohner ganze Wohngruppen nicht oder nur mit Hilfe erreichen, weil sie nicht ebenerdig und evtl. nur über steile Treppen zu erreichen sind. Es gibt auch Personen, die in der eigenen Wohnung manche Bereiche nicht ohne Hilfe begehen können. In diesem Zusammenhang wünschte sich ein Bewohner außerdem Türen, die sich mithilfe von Schaltern öffnen lassen und über einen Notruf verfügen. Besonders Personen mit starkem Bewegungsdrang teilten mit, sich in großräumigen Zimmern und/oder weitläufigen Gruppenräumen wohlfühlen zu können. Dies ist umso wichtiger, je weniger der Außenbereich selbständig genutzt werden kann. Ein Bezugsbetreuer beschrieb:

„Das Schlechteste wäre, wenn er nicht mehr rauskann. Auf jeden Fall – das wäre ganz schlecht, wenn er nichts mehr, also nicht mehr so großräumig wären die Aufenthaltsgelegenheiten, die es gibt. Das Zimmer wäre [im Falle dieses

Bewohners] nicht so wichtig, wenn das Zimmer klein wäre, wäre das okay. Aber so vom Laufen und so weiter, da braucht er schon seine Freiheiten, doch.“ (B 20, 231)

Mehrere Bewohner halten sich derzeit gern an solchen Orten der Wohngruppe auf, von denen aus sie zwar einen guten Überblick über das Gruppengeschehen haben, aber nicht unmittelbar daran teilhaben. In einigen Fällen werden zusätzlich Decken genutzt, wodurch diese Rückzugsorte noch eher einem Versteck gleichkommen. Für einige dieser Bewohner wären den Bezugspersonen zufolge kleine bauliche Nischen in der Wohnung denkbar, in die diese sich zurückziehen können, ohne den Raum aus dem Blick zu verlieren. In diesen Nischen könnten bequeme Sitzgelegenheiten geschaffen werden.

Es wurden auch von mehreren Bewohnern Balkons oder Terrassen genannt, die u. a. jenen Bewohnern, die gerne eine gute Aussicht und ihr Umfeld gern im Blick haben, aber in ihrer Bewegung eingeschränkt sind, guttäten.

„Ja, so große will ich, schöne, schöne Wohnung, groß mit Balkon will ich. Wenn schönes Wetter ist ich kann meinen Tisch hinstellen, Stuhl, alles kann ich draußen hinstellen, wenn schönes Wetter ist. Mit Balkon will ich. Schöne, schöne Wohnung will ich. Schön.“ (B 28, 94)

Als nachteilig wird die derzeitige Versorgung in Bezug auf Badezimmer und Toiletten gesehen. Hier wird von einigen mehr Privatsphäre und mehr Platz gewünscht. Optimal wäre eine Ausstattung, in der jeder Bewohner über seinen eigenen Hygienebereich verfügen kann. Derzeit werden Toiletten- und Badbereiche von vielen bzw. allen Bewohnern einer Wohngruppe gemeinsam genutzt. Ein Bewohner bat zudem darum, dass der Boden rutschsicher gestaltet werde.

Ein anderes Anliegen, das in einem engen Zusammenhang mit dem Wunsch nach der Teilnahme an hauswirtschaftlichen Tätigkeiten steht, ist das der eigenen Küche. Derzeit werden warme Mahlzeiten aus der Zentralküche geliefert und die gruppeneigenen Küchen vor allem zum Vorbereiten kalter Speisen, zum Aufwärmen oder zum Vorbereiten kleiner Nachtische oder zum Backen genutzt. Einzelne Bewohner können sich hingegen vorstellen, eine eigene Küche oder Kochnische zu nutzen, die mit Kochplatten, einem Backofen und Kühlschrank ausgestattet sein sollte.

Einige Personen hatten hoch differenzierte Vorstellungen von ihrer Traumwohnung.

So stellte diese Bewohnerin sowohl hinsichtlich der Anzahl der Zimmer und deren Einrichtung eine deutliche Bitte:

„Also ich will vier Zimmer: Eine Schlafzimmer will ich mit große Bett, so Schrank will ich, Kleiderschrank will ich, und Toilette will ich, so mit Dusche, mit kleiner Duschwanne, nicht Badewanne, Dusche will ich. Und Wohnzimmer will ich und Küche. Die vier Zimmer, die langt mir.“ (B 28, 98)

Auch die Möglichkeit Haustiere, wie Hunde, in der Wohnung zu halten, wurde in einigen Interviews gewünscht. Andere nannten die im Park gehaltenen Ziegen und Hühner, an deren Pflege sie sich gern beteiligen. Eine Bewohnerin hält eigene Vögel, die sie unbedingt behalten möchte.

#### **Aussagen zum Wohnort: „Ich kann doch nicht ausziehen, ich weiß doch gar nicht, wohin ich soll.“ (B 52, 178)**

Fragen nach der Zufriedenheit mit dem aktuellen Umfeld bzw. nach dem gewünschten Wohnort wurden sehr unterschiedlich bewertet. Während einige Bewohner nicht gerne in Ditterswind leben und konkrete Orte nannten, an denen sie stattdessen lieber leben würden, wollten oder konnten andere sich kein alternatives Wohnumfeld vorstellen. 40 % der Bewohner geben an, gerne in Ditterswind zu leben, weitere 19 % wünschten sie einen ruhigen Ort im Grünen (Mehrfachnennungen möglich). Zu den genannten Wunschorten zählen Zeil (18 %), Augsfeld, Hilpoltstein, Ebelsbach, Ebern, Sylbach bei Haßfurt, Kösten und Schweinfurt. Dies sind zumeist Orte anderer Einrichtungen, in denen die Personen schon einmal gelebt haben bzw. die Orte ihrer Herkunftsfamilie, an die sie sich zurückwünschen (z. B. Aschaffenburg, Langenprozelten, Schlema und Erfurt). Eine Bewohnerin beschrieb diesbezüglich:

„Ich will aber nicht weit weg. In Haßfurt kenn ich mich nicht aus in Wohnung, Haßfurt, Hofheim, die will ich nicht, die beide will ich nicht, ich will in meine Stadt, wo ich wohne. Ich komm [Name des Herkunftsortes, an dem die Familie wohnt], da bleibt meine Wohnung.“ (B 28, 98)

Diese Aussage zeigt auch, wie sehr die Orte der zum Zeitpunkt der Befragung im Bau befindlichen neuen Wohnbereiche diese Überlegungen beeinflussen. Einige Bewohner hatten sich zum Zeitpunkt des Interviews schon intensiv mit



dem Umzug beschäftigt und die Ortsveränderung reflektiert:

„Wenn ich es aussuchen dürfte, dann würde ich hierbleiben, aber das geht nicht. Das kann man nicht machen, da muss ich mitgehen mit den anderen.“ (B 53, 72)

In mehreren Antworten fanden sich Aussagen dazu, dass sich Bewohner von dem anstehenden Umzug „übrumpelt“ vorkommen:

„Ich kann doch hier nicht leben bleiben. Muss doch eh fort. (...) Ich kann doch eh nicht im Zimmer bleiben. Muss doch auf Zeil runter, wenn sie umziehen und alles.“ (B 57, 373ff.)

Einzelne fanden die Vorstellung, nicht mehr in Ditterswind zu leben, befremdlich. Ein Bewohner entgegnete auf die Frage, ob er gern ausziehen würde: „Ich kann doch nicht ausziehen, ich weiß doch gar nicht, wohin ich soll.“ (B 52, 178)  
Ein anderer Bewohner beschrieb:

„Aber was willst du denn da machen, wenn du raus musst, musst du raus, da gewöhnt man sich besser gleich ein. Aber ich denke mir, der X und der Y [ältere Bewohner, die seit langer Zeit in Ditterswind leben], weiß nicht, ob die sich eingewöhnen (...)“ (B 51, 271).

Dies verweist auf die Schwierigkeit, dass einige der Bewohner den Großteil ihres bisherigen Lebens (bis zu 45 Jahren) in Ditterswind verbracht haben und sich daher keinen anderen Lebensort vorstellen können bzw. möchten. In diesem Zusammenhang sagte ein Bewohner mit Blick auf seine jahrzehntelange Wohnbiographie:

„Ich wollte (Pause) in Ditterswind bleiben, Wär das möglich? Weil ich bin jetzt 40 Jahre in Ditterswind.“ (B 4, 31)

Ein anderer Bewohner beschrieb ähnlich:

„Ist halt ein wenig schwierig, aber ich hab, ich habe mal zum X gesagt: „Weißt du, wenn wir umziehen, dann sind wir bald in Ebelsbach oder Zeil. Irgendwann denkt man da gar nicht mehr dran, aber das ist halt so, wir müssen halt umziehen“ (...).“ (B 51, 43)

Dem gleichen Bewohner liegt auch der Zustand des Parks sehr am Herzen und er befürchtet, dass die Nachmieter des Objekts sich nicht angemessen um die Grünflächen kümmern könnten.

Die Aufteilung der Bewohner auf die geplanten Wohnorte ist für einige Befragte zum Zeitpunkt der Befragung allerdings schon eine abgeschlossene Angelegenheit, sodass sie sich hier auf keine „Traumvorstellungen“ einlassen: „Wir kommen nach Zeil und die Schwächeren, die wo auf der Gruppe B sind, kommen nach Ebelsbach (...)“ (B 51, 122).

Zwei ältere Bewohner tragen sich mit dem Gedanken, möglicherweise besser in einem Altersheim als in einer Einrichtung der Behindertenhilfe untergebracht zu sein. Einer der beiden sinnierte: „Oder soll ich nach Altersheim gehen? Sind die besser, oder?“ (B 10a, 134), aber später im Gespräch „Wie ist das denn eigentlich in einem Altersheim? Ich war noch gar nicht drin, ich weiß gar nicht, wie die Verhältnisse unter den Leuten sind.“ (ebd., 138)

Die Bewohner des Schlosses bewerteten die Schlossanlage und das Leben im Dorf sehr unterschiedlich. Für einige Personen stellt gerade die Ruhe des Umfelds eine wichtige Komponente dar, sie möchten nicht fortziehen bzw. wünschen sich einen Wohnort, der ähnlich ruhig ist wie Ditterswind. Ein Bewohner mag das Leben in Ditterswind, „Weil ich hier so schön spazieren gehen könnte. Aber das geht halt nicht, da muss ich dann in Zeil spazieren gehen.“ (B 53, 139)  
32 % der Bewohner nutzen in ihrer Freizeit die Parkanlage des Schlosses zum Spazieren und Entspannen und wünschen sich auch zukünftig ein ähnliches Angebot, z.B. in Form eines Gartens. Für weglaufgefährdete Personen wird von Bezugspersonen für einen neuen Wohnort ein eingezäunter Innenhof bzw. ein abgeschlossener Garten vorgeschlagen. Die Bänke vor den Türen und der Balkon werden gern als Ort des sozialen Austauschs genutzt.

Viele Bewohner sind gerne draußen und genießen dort die Natur (Vögel, Blumen, Bäume). Viele Bewohner nannten auch Spaziergänge durch den Ort und die nähere Umgebung als häufige Aktivität. Gerade die beruhigte Verkehrssituation reduziert die Risiken für jene, die sich nicht verkehrssicher verhalten und evtl. Weglauftendenzen zeigen. Während einige die ländliche Ruhe sehr genießen, fanden andere Bewohner den Ort zu ruhig („langweilig“ (B 30, 74), „leiblos“ (B 10a, 106)) – mehrere Befragte sehnen sich nach städtischer Infrastruktur und dortigem Unterhaltungsangebot sowie den Anschluss an den Öffentlichen Personennahverkehr.

Von vielen wird die Nähe eines Einkaufsgeschäfts zum Wohnort gewünscht – das



Geschäft am aktuellen Wohnort sei nicht barrierefrei, verfüge über ein eingeschränktes Angebot und habe sehr kurze Öffnungszeiten. Weitere Dienstleister, die in der Nähe des eigenen Wohnortes gewünscht werden, sind ein Friseur ein Kosmetiker, eine Eisdielen- und ein Gasthaus. Weiter wünschen sich einige Bewohner mehr Unterhaltung, wie ein Kino in der Nähe oder eine Kneipe. 15 % der Bewohner ist auch die Nähe zu einer Kirche und damit die Möglichkeit zur Teilnahme an kirchlichen Festen und Ritualen wichtig.

### Soziale Aspekte: „Es kommt halt immer drauf an, wen ich krieg.“ (B 23, 122)

Selbstverständlich werden Orte stark von den dort lebenden Personen geprägt – dies gilt umso mehr, wenn sich das Wohnen in Wohngruppen in unmittelbarer Nähe zueinander abspielt. Deshalb wurde der Frage nach dem gewünschten sozialen Umfeld (Mitbewohner, begleitende Mitarbeiter) eine wichtige Rolle in den Gesprächen zugemessen. Diese Antworten sind vor dem Hintergrund zu verstehen, dass die Bewohner bisher kaum Erfahrungen machen konnten, auf die sozialen Aspekte ihres Umfeldes bewusst und gezielt Einfluss zu nehmen. Dies illustriert dieser Gesprächsausschnitt mit einem älteren Bewohner:

„Gibt es da jemand Bestimmtes, mit dem du da zusammenwohnen möchtest?“ – „Es kommt halt immer drauf an, wen ich krieg.“ (B 23, 122)

Die Befragten zeigten in unterschiedlichem Ausmaß Interesse an ihren Mitbewohnern. Während einige Personen intensiv und häufig den Kontakt zu Bewohnern und Mitarbeitern suchen, sind andere gerne allein sind und meiden die gemeinsamen Essenszeiten und Gruppenaktivitäten. Mehrere Bewohner gaben niemanden an, mit dem sie sich gut verstehen. Es gab durchaus Personen, die bekundeten, sich mit niemandem auf der aktuellen Wohngruppe gut zu verstehen (60, 45, 27): I: „Gibt es hier jemanden mit dem Sie gern zusammen sind? B: „Nein. Hier gibt's keinen Einzigen.“ (B 27, 65f.) 59 % der Bewohner gaben Namen von Personen an, mit denen sie sich nicht gut verstehen. Andere wiederum nannten nur Mitarbeiter als wichtige Ansprechpartner und soziale Bezugspersonen. 25 % der Befragten wünschten sich explizit kleine, familiäre Wohngruppen. Weitere 8 % der Befragten möchten gerne allein in einer Wohnung leben: „Mein Zimmer, mein Zimmer alleine. Ich bin allein in Wohnung.“ (B 60, 215) Dies begründete

eine Bewohnerin bündig: „Jeder hat Wohnung, ich habe keine“ (B 28, 162). Von einigen wird auch der Wunsch nach dem Zusammenleben mit einem Partner oder einer Partnerin genannt. Dies wurde in einigen Fällen auch dann genannt, wenn die Person sich derzeit nicht in einer Partnerschaft befand (B 52, B 30, B 5). „Und ein Mädchen brauche ich in meinem Zimmer“ (B 30, 203). Unter den Bewohnern gibt es einige Personen, die gelegentlich sehr laut sind oder sich übergriffig verhalten. Diese werden von anderen gemieden oder gefürchtet. Lärm und Streit in den Gruppen wurde in mehreren Interviews als sehr belastender Faktor genannt. Ein in zahlreichen Interviews angesprochenes Thema ist die extreme Altersdifferenz (21-84 Jahre) zwischen den Bewohnern in der Einrichtung bzw. in einzelnen Wohngruppen, die teilweise zu erheblichen Spannungen führt. Ältere Bewohner gaben an, sie müssten sich „ärgern lassen“ (B 53, 99) und würden von jüngeren auch physisch angegriffen. Die Bezugsperson eines Bewohners beschreibt

„Ich habe es schon gesehen, also es passiert wirklich viel, dass eben die jungen Leute, die hier herumschwirren, die gehen halt mal hin und klatschen ihm eine von hinten oder treten ihn mal, spucken ihn mal an. Das gibt es hier auch.“ (B 43, 157)

Eine Bewohnerin (13) berichtet von gemeinen Späßen, die ihr von den jungen Bewohnern gespielt würden. Gerade auf Wohngruppen mit vielen jungen Bewohnern flögen „schon manchmal buchstäblich die Fetzen“ (B 44, 57). Dann wäre es auch notwendig, Hilfe bei der Schlichtung von Mitarbeiterin einzuholen. Ein Bewohner (57) berichtete ausführlich von Geschrei, Beschimpfungen und Türenknallen. Einige Bewohner reagieren auf diese Konfliktsituationen sehr verängstigt und ziehen sich zurück.

„Dadurch dass wir viele junge Leute dahaben auf der Gruppe, also da schließt er schon öfter die Türe als früher“ (B 15, 41).

Eine andere Bewohnerin beschreibt:

„Also, was mich eigentlich immer nervt, da ist so, naja von dem Heim die Halbstarken nerven mich.“

I: „Die jungen Wilden“ [interne Bezeichnung dieser Gruppe]

B: „Und zu denen möchte ich überhaupt nicht hin. Zu denen Jungen möchte ich überhaupt nicht hin, weil ich bin schon über die 50. Ich bin zwar auch wild, aber nicht so (...).“ (B 13, 39ff.)

Ein jüngerer Bewohner antwortete wiederum auf die Frage nach Gründen für sein Unwohlsein in Ditterswind: „Viele ältere Leute und so. Nein, das gefällt mir nicht.“ (B 16, 23)

24 % der Befragten gaben an, nicht gern mit den „Jungen Wilden“ bzw. einzelnen jungen Personen zusammenzusein.

Die gleichzeitige Veränderung des räumlichen und des sozialen Umfelds stellt viele Personen voraussichtlich vor eine große Herausforderung.

„Er braucht seine gewohnte Umgebung, er braucht sein Umfeld, da fühlt er sich wohl. Wenn er ständig was ganz Neues hat, dann hat er Jahre Probleme“ (B 47, 129).

Viele Bewohner wünschten sich daher, auch an einem neuen Wohnort mit bekannten Personen zusammen zu wohnen – gern mit Bewohnern, die sich schon sehr lange kennen und etwa in ihrem Alter sind. Nur ein Bewohner wünschte sich explizit, dass keine Bewohner des anderen Geschlechts in seiner Wohngruppe leben sollen (27).

Das gewohnte Personal wird von vielen Personen als wichtiger, wenn nicht ausschließlicher Faktor für das persönliche Wohlbefinden genannt: „Hauptsache, das ganze Personal geht ja mit runter und dann sind wir wieder zusammen. Geht ja so weiter wie in Ditterswind.“ (B 51, 45)

Etwa die Hälfte der Bewohner nannten Namen von Wunschmitarbeitern bzw. wünschten sich keine Veränderung der aktuellen Besetzung. So beschrieb die Bezugsperson eines Bewohners:

„Die denkbar ungünstigste Konstellation wäre, wenn es sehr viele neue Mitarbeiter gibt. Das wäre für ihn das Schlimmste (...)“ (B 46, 105).

Einige wenige Bewohner reagieren den Bezugspersonen zufolge wiederum kaum auf Mitarbeiterwechsel. Kein einziger Bewohner nannte Mitarbeiter, von denen er explizit nicht begleitet werden möchte.

Allerdings werden z. B. bevormundendes Verhalten und einzelne erzieherische Maßnahme als störend beschrieben. In einem Fall wurde von einem Betreuer ein Handy weggenommen und scheinbar ohne Grund nicht zurückgegeben (I 16). Der Bewohner wünscht sich mehr Selbstbestimmung:

„Weil ich war da im Heim von 12 bis 17 und im Heim war das halt so, dass die Erzieher nur dies sagen und das sagen und so alles. Und das will ich halt nicht mehr.“ (B 16)

Einer der Bewohner (32) wünschte sich, mehr Einfluss auf die Besuche in der Wohnung nehmen zu können und auch Freunde einladen zu können, ohne hierfür das Einverständnis der Mitarbeiter einholen zu müssen. Zwei ältere Bewohner (3, 57) beschwerten sich darüber, abends in die Nachtruhe geschickt zu werden, ohne müde zu sein.

Nur selten wurde auf Nachfrage der Wunsch expliziert, dass das Personal nur punktuell in Bedarfssituationen anwesend sein, also ambulant begleiten soll. Scheinbar unabhängig vom tatsächlichen Unterstützungsbedarf wird die permanente Anwesenheit der Mitarbeiter im Wohnbereich als wichtige Sicherheit z. B. im Falle eines Anfalls oder Streits auf der Gruppe empfunden. Das Alter der Mitarbeiter scheint trotz der großen Altersspanne der Bewohner keine Rolle zu spielen. Allerdings gibt es eine Bewohnerin (3), die sich im Gespräch wünschte, in pflegebezogenen Situationen nicht von männlichen Mitarbeitern versorgt zu werden.

Nur einige Bewohner pflegen enge Kontakte zu Personen außerhalb der Einrichtung. Meist handelt es sich hier um Familienangehörige oder die gesetzlichen Betreuer. Besuche bei oder von Außenkontakten werden sehr intensiv erlebt. So beschrieb eine Bezugsbetreuerin: „Wenn mal Besuch kommt, wenn deine X [Schwester] dich besucht, dann wirst du munter, dann kannst du viel erzählen.“ (B 61, 71). Die räumliche Nähe zu den Verwandten und gesetzlichen Betreuern wurde von 39% der Befragten als sehr wichtig eingestuft.

Interessanterweise gaben nur wenige Bewohner an, Kontakt zu den Bewohnern des Dorfes zu haben. Dieser sei früher allgemein reger gewesen, habe aber kontinuierlich abgenommen. Gelegenheit zum Austausch bietet vor allem das Jahresfest und das kleine Geschäft im Ort. Einer Person zufolge wären die Dorfbewohner trotzdem „traurig, wenn wir gehen“ (B 51, 295). Ein Bewohner hegt mit Blick auf das neue Umfeld die Befürchtung, nicht gut von den dortigen Anwohnern aufgenommen zu werden. Diese könnten sagen „Komm, das sind die Behinderten, mit denen geben wir uns nicht ab.“ (B 32, 27)

### Tätigkeitsbezogene Aspekte: „Also erst einmal einkaufen gehen. Samstag.“ (B 27, 164f.)

Neben räumlichen und personalen Aspekten spielt auch die Frage nach möglichen Tätigkeiten im Wohnbereich bzw. am Wohnort eine wichtige Rolle. Spaziergänge im Park oder im Ort wurden oft als beliebte Freizeitaktivitäten genannt. Hierbei wurde jedoch mehrmals (von Bezugspersonen) auf das Fehlen personeller Ressourcen verwiesen, die es besonders Personen mit Schwierigkeiten in der räumlichen und zeitlichen Orientierung erschweren bzw. verunmöglichen, die Umgebung aktiv zu nutzen. Viele Bewohner genießen die Gelegenheit zum geselligen Austausch bei Kaffee und Kuchen im Park oder im Rahmen von Ausflügen. „Ja, Kaffeetrinken, ihm einfach was erzählen, die Hand halten, so Sachen.“ (B 20, 289)

Eine Bewohnerin wünscht sich, dass diese Ausflüge ohne zeitlichen Druck stattfinden können:

„Mit dem Auto fortfahren. Zum Kaffeetrinken. Und ein Stück Torte essen. Ganz normal, nicht püriert. Ohne Zeitdruck. Einfach mal fortbleiben.“ (B 3, 336)

Neben persönlichkeitsbezogenen Wünschen spielt auch die individuelle Belastbarkeit eine Rolle, wenn es darum geht, die freie Zeit außerhalb der arbeitsbezogenen Angebote aktiv zu nutzen. Einige Personen sind schnell erschöpft und benötigen die Möglichkeit zur Entspannung und zum Rückzug. Ruhephasen spielen gerade für die älteren Personen und solche, die eher eine reizarme Umgebung bevorzugen, eine wichtige Rolle. Zu den am häufigsten genannten Freizeitaktivitäten zählen Fernsehen und Musik hören. Mehrere Personen gaben an, gerne zu singen. Auch das Baden in der Badewanne oder in Schwimmbädern wird von einigen Personen als entspannende Beschäftigung geschätzt und verstärkt gewünscht. Vor allem von Personen, die Angebote der Basalen Stimulation nutzen, wurden mehrfach das Baden im Whirlpool und im Warmwasserbereich sowie Massageangebote genannt. Als sehr positiv wurden von vielen Bewohnern Situationen genannt, in denen sie selbständig oder in Einzelbetreuung aktiv sein können. Gerne unternommen werden kleinere Einkaufsfahrten für den Eigengebrauch (Süßigkeiten, Getränke) und Besuche im kleinen Ortsgeschäft. Ein Bezugsbetreuer berichtete, wie ein Bewohner sein Einkaufserlebnis bewusst gestaltet:

„Er geht ja auch in den Dorfladen alleine hin und holt sich was, wenn es Taschengeld gibt, aber das hab ich auch erst privat erlebt: Da war ich unten und dann war er drinnen und dann hat die Frau gesagt, er geht nur rein, wenn niemand drin ist, er schaut erst zum Schaufenster rein und wenn Leute drin sind, dann geht er nicht rein und wenn niemand da ist, dann geht er rein und zeigt, was er will.“ (B 15, 155)

Zahlreiche Bewohner äußerten sich positiv über die Angebote der OBA, besonders über Veranstaltungen zum Fasching oder Discos. Angemerkt wurde hier jedoch, dass diese Angebote von Personen mit hohem Hilfebedarf und Mobilitätseinschränkungen nur bedingt genutzt werden können: „Die mit den Rollstühlen können oft nicht mit.“ (B 27, 46)

Das Hauskino und der „Samstreff“ sind beliebte Treffpunkte, die von vielen Bewohnern positiv bewertet und sehnlichst erwartet werden. Auch Kegeln, Minigolf und Darten wird von einigen Bewohnern gern genutzt. Viele Bewohner nehmen gern an Ausflügen teil und berichten von Fahrten, die sie unternommen haben. Als gewünschte Ausflugsziele wurden in diesem Zusammenhang die fränkische Schweiz, Bayreuth, die Rhön und der bayrische Wald genannt. Ein Bewohner wünscht sich, Fußball vor Ort im Nürnberger Stadion schauen zu können. Auch der Tierpark würde gern besucht werden. Andere Bewohner genießen vor allem die Fahrt als solches, weil sie gern in Autos und Bussen fahren.

Die Freizeiten werden oft als besonders prägende Erlebnisse genannt, an die sich viele Bewohner gerne zurückerinnern bzw. die schon erwartet werden. Allerdings wurde in mehreren Gesprächen auch auf das Fehlen finanzieller Mittel verwiesen.

„Ich gehe gern spazieren und mache auch gern Stadtbummel. Ich müsste mal wieder Geld verlangen von meiner Kasse. Wenn man nichts hat, dann geben sie nichts. Die versuchen es immer ein wenig einzusparen.“ (B 10a, 245)

Ein Bewohner gab an, wegen des fehlenden Geldes an bestimmten Programmen nicht teilnehmen zu können (B 27).

Gewünscht wurden darüber hinaus sportliche Aktivitäten, so z. B. Gelegenheiten zum Fahrrad- und Dreiradfahren, Fußballspielen sowie Reiten. Einige nannten auch Besuche von Konzerten, in Diskos oder Tanzlokalen, auch vor dem Hintergrund der Partnersuche: „Mal, wie soll ich sagen, mal in so ein Tanzlokal, dass ich mal einen richtigen Freund wieder finde.“ (B 13, 145) Malen, basteln,

Karten- und Gesellschaftsspiele sind beliebt. Auch ein längerer Ausflug mit Camping wurde vorgeschlagen. Auch wenn Personen sich unzufrieden mit dem derzeitigen Angebot zeigten, schien es schwer, alternative Ideen zu entwickeln. Auf die Frage nach dem Bedürfnis an hauswirtschaftlichen Aktivitäten teilzunehmen, gaben 29 % der Personen an, sich sehr gern daran zu beteiligen oder dies zu wollen. Diese Möglichkeit ist bisher nur in einigen Gruppen gegeben. Nicht nur die aktive Teilnahme am Kochprozess, sondern auch das passive Erleben des Kochens wird gewünscht. Eine Bezugsperson beschrieb

„Wir kochen jeden Samstag selber auf der Gruppe, da kommt jemand aus der Küche. Da ist ein Plan und da ist er auch regelmäßig miteingegliedert. Da hilft er. Er trägt gern den Korb in die Küche, das Geschirr, das übrig bleibt oder holt das Essen mit oder trägt den Bioabfall hinter oder den Schweineabfall oder holt mit Limonade oder trägt mit Wäsche. Also, das tut er alles und das macht er auch gern. Er hilft gerne.“ (B 15, 139)

Einige Bewohner übernehmen gern Hausmeister- und Gärtnerarbeiten im Haus, wobei sie hierbei vom aktuellen Hausmeister angeleitet werden.

## Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Bewohner ihre aktuelle Wohnsituation sehr unterschiedlich bewerten und daher auch abweichende Vorstellungen bzgl. der Veränderungsbedarfe ihres Wohnumfeldes haben: Wichtig sind nahezu allen Bewohnern ihre persönlichen Gegenstände (Andenken, Möbel etc.). Zudem wurden zahlreiche Ideen angeführt, die den eigenen Wohnraum gemütlich und individueller werden lassen (z. B. farbige Wände). Ein sehr präsender Wunsch ist der nach einem eigenen Fernsehgerät. Die Mehrzahl der Bewohner wünscht sich, in einem Einzelzimmer zu wohnen, wenigen ist dies eigenen Aussagen zufolge egal, andere möchten ihren persönlichen Raum mit einem engen Freund oder Partner teilen.

Auf Fragen nach der Gestaltung der Wohnung wurde mehrfach der Wunsch nach Barrierefreiheit und Geräumigkeit genannt. Einige wünschten sich auch außerhalb ihres eigenen Zimmers Möglichkeiten zum Rückzug und zur Entspannung, häufig wurden die Vorzüge von Balkonen und Terrassen angeführt. Eine große Rolle spielte auch die Verfügbarkeit eines eigenen Badezimmers bzw. einer eigenen Kochnische.

Aussagen zum individuell optimalen Wohnort bewegten sich einerseits zwischen dem Wunsch, in Ditterswind verbleiben zu können und andererseits dem Bedürfnis, bestimmten Personen (v. a. Familienmitgliedern) nahe zu sein. Während der weitläufige Park und die damit verbundene Bewegungsfreiheit und Nähe zur Natur von vielen besonders geschätzt wird, sehnen sich andere Bewohner nach städtischer Infrastruktur und kulturellen Angeboten.

Eine zentrale Rolle bei der Formulierung von wohnbezogenen Bedürfnissen spielt der Aspekt der sozialen Umwelt. Obwohl vielen Bewohnern vertraute Personen (Mitbewohner und Mitarbeiter) in ihrem Umfeld wichtig sind, gaben auch zahlreiche Befragte Namen solcher Personen an, mit denen sie ihren unmittelbaren Wohnbereich nur ungern teilen. Dies wurde vorrangig mit Belastungen durch Lärm oder Konflikte begründet. Als sehr ungünstig wurden in vielen Gesprächen gemischte Gruppenzusammensetzungen bei hoher Altersdifferenz eingestuft.

In Bezug auf Tätigkeiten, die an einem Wohnort möglich sein sollen, wurden vielfach lokale Spaziergänge, aber auch größere Ausflüge genannt. Letztere werden gern mit persönlichen Einkäufen und der Gelegenheit zum geselligen Austausch (z. B. in einem Café) verbunden. Je nach individueller Belastbarkeit und Präferenz wurden eher passive oder aktive Tätigkeiten genannt (z. B. Musik, Whirlpool oder Konzertbesuch, Sport).

Mehrfach wurde das Bedürfnis formuliert, stärker in hauswirtschaftliche Tätigkeiten einbezogen zu werden.

Die dargestellten Ergebnisse sollen in einem nächsten Schritt kritisch interpretiert und diskutiert werden: Obwohl alle getroffenen Aussagen ausdrücklich als subjektiv sinnvoll zu werten sind, müssen sie doch vor dem Hintergrund institutionalisierter Biographien verstanden werden. Dies bedeutet, dass die im Laufe der Wohnbiographie erlernte „primäre Anpassung an die Organisation“ (Goffman 1991, S. 185) berücksichtigt werden muss.

Mit dieser Orientierung an den durch eine Organisation vorgegebenen Möglichkeiten und Erwartungen erklären sich individuelle Verhaltensweisen, die sich im Spannungsfeld von erlernter Bedürfnislosigkeit, Überanpassung an institutionelle Vorgaben und fehlendem Vertrauen in die eigenen Gestaltungs- und Entscheidungsräume bewegen.

So speist sich die Aussage „Es kommt halt immer drauf an, wen ich krieg.“ (B 23, 122) als Antwort auf die Frage nach dem präferierten sozialen Wohnumfeld aus der mangelnden Erfahrung, innerhalb eines institutionalisierten Wohnumfelds (einer Komplexeinrichtung) individuelle Mitsprache als wirksam zu erleben. Auf gleiche Weise sind auch die mehrfach ausgedrückte Wunschlosigkeit bzw. das Fehlen negativer Kritik einiger Bewohner bzgl. der Gestaltung des eigenen Lebensraums zu deuten. Zu Beispielen für diese Anpassung gehört folgende Aussage: „Aber so was wird's nicht geben. So ein großer, so ein Großes [Zimmer] wird's nicht geben.“ (B 9, 251). Ähnlich beschrieb ein Bewohner seine Erfahrung mit dem Wunsch nach der Einrichtung seines persönlichen Zimmers:

„Ach Gott, ich bin schon Jahre lang durch das, dass ich kein Sofa habe. Dann setz ich mich immer so ins Bett rein. Und hinter mir tue ich dann so ein Ding rein. So mach ich das. Das ist ja auch nichts Ganzes und nichts Halbes.“ (B 10a, 275)

Die Ergebnisse der Befragung müssen daher kritisch vor dem individuellen Erfahrungshorizont der Bewohner interpretiert werden. Auch der vielfach genannte Wunsch nach einem Fernsehgerät kann als Ausdruck der Erfahrung gedeutet werden, dass die Tagesstrukturierung in Komplexeinrichtungen wie am Standort Ditterswind „eher an ablaufbezogenen, arbeitsorganisatorischen Kriterien orientiert [sind] als an den Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner“ (Häußler-Sczepan 1998, S. 154) und eine Form der selbstbestimmten Gestaltung individueller Freizeitgestaltung verheißen.

Wie auch von Gromann und Niehoff-Dittmann (1999) postuliert, kann eine fehlende Kritik an vorliegenden Bedingungen mit lebenspraktischen Abhängigkeit-

ten erklärt werden. So sind vor allem Aussagen über Wünsche bzgl. des Betreuungspersonals mit dem Wunsch nach Loyalität und einer erhöhten sozialen Anpassung der Bewohner zu erklären. Die Kompetenz und der Mut, Kritik an realen Gegebenheiten zu üben, muss in einem vertrauensvollen, sanktionsfreien Umfeld erlernt und als wirkungsvoll erlebt werden. Die Daten sind daher vor dem Hintergrund eingeschränkter Mitbestimmungsgelegenheiten in Komplexeinrichtungen (vgl. Bundschuh; Dworschak 2003) zu deuten.

Nicht zuletzt sind neue Situationen oftmals angstbesetzt, sodass sich Ablehnung auch aus der Unsicherheit über perspektivische Entwicklungen ergeben kann. Allein der Umstand, dass bestimmte Aspekte (nicht) genannt wurden, bedeutet nicht, dass diese vor dem Hintergrund veränderter Wohnenerfahrungen weiterhin abgelehnt oder gewünscht würden. Besonders Aussagen zu „fremden“ Wohnformen (z. B. ambulanten Wohnformen) und -orten, aber auch die beschriebene Bedürfnislosigkeit sind daher nur vorbehaltlich zu belasten.

Da Menschen mit schweren Behinderungen und hohem Hilfebedarf die gleichen Bedürfnisse hegen wie Menschen ohne Behinderung (vgl. Seifert 1997), muss davon ausgegangen werden, dass sich auch deren Wohnwünsche an den Präferenzen der Normalbevölkerung orientieren. So kann die häufige Aussage, weiterhin in Ditterswind oder einem sehr ruhigen Ort leben zu wollen, vor allem mit den bisherigen Wohnenerfahrungen und einem fehlenden Vergleichsmaßstab erklärt werden, der sich auch aus der räumlichen Isolierung der Wohneinrichtung ergibt. Die fehlenden Vergleichs- und Entscheidungsalternativen, die in der Alltagserfahrung in einer Komplexeinrichtung begründet sind, sowie mangelndes Wissen über hypothetisch mögliche Wohnformen, müssen als wichtiges Korrektiv der Aussagen betrachtet werden.

Es stellt sich die Frage, ob durch die durchgeführte Erhebung tatsächlich der Weg zu einer veränderten Kultur der institutionellen Teilhabe eingeleitet wurde. In den Aussagen einiger Bewohner spiegelt sich klar das Wissen um die Umstände der Befragung wider. Auf die Frage nach einem Wunschwohnort antwortete eine Person: „Wir kommen nach Zeil und die Schwächeren, die wo auf der Gruppe B sind, kommen nach Ebelsbach“ (B 52, 122) und zeigte damit, dass ihrer Ansicht nach die Frage nach einem veränderten Wohnort ohnehin schon konkret geplant wurde und damit nicht mehr zur Diskussion stünde. Besonders die Tatsache, dass zum Zeitpunkt der Befragung die zukünftigen Wohnorte schon bekannt waren, zeigte in den Gesprächen eine immense Wirkung auf das Antwortverhalten der Bewohner: Um die Antworten nicht auf vorgegebene Möglichkeiten zu reduzieren, waren die Leitfäden explizit



nicht an den konkreten Bauplanungen bzw. -projekten orientiert. Nichtsdestotrotz wurden vor allem Orte und Wohnbedingungen gewünscht, die im Rahmen des Konversionsprozesses kommuniziert worden waren. So fiel es den meisten Bewohnern schwer, ihre Zukunftswünsche losgelöst von tatsächlich stattfindenden und zu erwartenden Veränderungen mitzuteilen.

Eine Person griff die Frage nach Wunschvorstellungen im Gegensatz dankbar auf und beschrieb diese differenziert:

„Also ich will vier Zimmer: Eine Schlafzimmer will ich mit große Bett, so Schrank will ich, Kleiderschrank will ich, und Toilette will ich, so mit Dusche, mit kleiner Duschwanne, nicht Badewanne, Dusche will ich. Und Wohnzimmer will ich und Küche. Die vier Zimmer, die langt mir.“ (B 28, 98)

Diese Beispiele zeigen, dass die Befragten keine klare Vorstellung davon hatten, innerhalb welchen institutionellen und sachlichen Rahmens sich ihre Wünsche bewegen sollten und inwiefern diese dann tatsächlich in die zukünftige Wohnraumgestaltung einbezogen werden können.

Anders als in der Erhebung von Rauscher und Metzler (2005) und der Kundenstudie (Seifert 2010) gaben im Rahmen der vorliegenden Erhebung nur sehr wenige Personen an, mit einem Partner (oder) in einer eigenen Wohnung wohnen zu wollen. Dies ist v. a. durch die abweichenden Wohnbiographien und Altersgruppen der Erhebungsgruppen zu erklären. Während die Befragung von Rauscher und Metzler sich an junge Erwachsene wandte, sind die meisten der Bewohner des Standortes Ditterswind mittleren Alters bzw. im Rentenalter. Letztere haben einen Großteil ihrer Wohnbiographie zumeist in einer Komplexeinrichtung verbracht und entwickelten ihre Wünsche vor dem Hintergrund dieser institutionellen Erfahrung. Viele der Befragten haben kaum andere Wohnsettings direkt erlebt und können sich demnach das Leben in einer eigenen oder partnerschaftlichen Wohnung schlichtweg nicht vorstellen. Hier bestätigen sich auch die Ergebnisse der Berliner Kundenstudie (Seifert 2010), der zufolge befragte Personen zwar die aktuellen Wohnbedingungen und das soziale Umfeld bewerteten, nicht aber die gegebene Wohnform in Frage stellten. Trotz der Orientierung an den Grundsätzen der non-direktiven Gesprächsführung und den Strategien zur Vermeidung von Antwortverzerrungen durch Suggestivität und Zustimmungstendenzen in Interviewsituationen, ist die Befragung von Menschen mit geistiger Behinderung, zumal durch fremde Interviewpersonen, schwierig. Um zuverlässige Aussagen treffen zu können,

müssen die Betroffenen über positive Erfahrungen mit der Äußerung persönlicher Bedürfnisse verfügen. Hierzu gehört auch das Vertrauen darauf, dass die getroffenen Aussagen für das Gegenüber bedeutungsvoll sind und (spürbare) Konsequenzen erwirken können. Darüber hinaus kann die große Heterogenität der kommunikativen und kognitiven Kompetenzen die Entwicklung gemeinsamer Begrifflichkeiten und Deutungshorizonte zwischen Interviewtem und Interviewer erschweren.

Die vorliegenden Ergebnisse sind daher als Momentaufnahme und ernste Bemühung um die Teilhabe von Menschen mit geistiger Behinderung an ihrer Lebensgestaltung zu verstehen – eine Validierung der Ergebnisse muss nachfolgend im konkreten (Wohn-) Alltag mit der Unterstützung enger Vertrauenspersonen in möglichst kontinuierlichen Beteiligungssituationen vorgenommen werden.



## Empfehlungskatalog

Auf Grundlage der dargestellten Ergebnisse werden für die weitere Gestaltung des Konversionsprozesses wie auch für die Zeit danach folgende Empfehlungen formuliert:

### 1. Begleitetes Probewohnen

Präferenz- und Identitätsbildung findet maßgeblich vor dem Hintergrund persönlicher Erfahrungen statt. Dies bedeutet im Zusammenhang mit wohnbezogenen Wünschen, dass die Bewohner die Möglichkeit haben, verschiedene Wohnformen und -orte kennenzulernen, und auch erfahrungs- und erlebnisbezogen über einen längeren Zeitraum zu erproben. Ein solches begleitetes Probewohnen trägt dem Umstand Rechnung, dass die Ausbildung von Vorlieben und Abneigungen in konkret erlebten Situationen stattfindet und veränderbar ist. Die Präferenz für eine Wohnform oder einen bestimmten Ort sollte deshalb in angemessenen Abständen neu erfragt werden und der Wechsel zwischen verschiedenen Settings möglich sein.

### 2. Mitbestimmung und Wahlrecht

Auch Menschen mit umfänglichen Behinderungen fordern heute mehr Regiekompetenz in ihrem Alltag, wollen und sollen als Experten ihrer eigenen Situation anerkannt werden; nur in der Selbst- und Mitbestimmung, in eigenen Entscheidungen und Handlungen tun sich individuelle Bedürfnisse kund. Der Träger sollte nach Möglichkeit unterschiedliche Wohnformen anbieten, zwischen denen die Nutzer wählen können. Dies umfasst ein Spektrum vom ambulant betreuten Einzelwohnen bis zu stationär begleiteten Gruppenangeboten an jeweils unterschiedlichen Orten (Stadt, Land). Die Entscheidung für ein Wohnumfeld sollte dabei subjektorientiert und unabhängig von sonstigen Rahmenbedingungen, wie der Pflegestufe oder der Beschäftigungsform (WfbM, Seniorenstätte etc.), möglich sein. Dies erscheint auch notwendig, um eine Homogenisierung der Wohngruppen nach Schwere und Art des Unterstützungsbedarfs zu vermeiden. Vorrang sollten hierbei solche Wohnformen haben, die im Rahmen des Normalisierungsprinzips dezentral und zeitgemäß sind, also auch von Personen ohne spezifischen Unterstützungsbedarf genutzt werden könnten.

### 3. Verbleib in der Heimatgemeinde als Option

Einige der Bewohner des Standortes Ditterswind haben den Großteil ihres bisherigen Lebens in dem Schloss verbracht und verbinden wichtige biographische

Ereignisse sowie enge Kontakte mit diesem Standort. Soweit diese Personen nach persönlichen Erfahrungen an anderen, alternativen Wohnorten dennoch den Verbleib am angestammten Wohnort wünschen, sollte vor Ort eine Gruppe geschaffen werden, in der diese Personen leben können. Dies könnte – je nach Nachnutzung der Immobilie – ein kleiner Bereich im Schloss oder eine Wohnung in unmittelbarer Nähe des Anwesens sein. Auch in diesem Falle sollte eine Offenheit für Veränderungen immer bewahrt werden.

### 4. Transition: Übergänge gestalten

Der Umzug an die neuen Wohnorte bedeutet für viele der Bewohner einen bedeutenden Einschnitt in die bisherige Wohn- und Erfahrungsbiographie. Der Übergang sollte daher möglichst behutsam und transparent vorbereitet und vollzogen werden. Wichtig wäre, dass die Bewohner die Vorbereitung auf den Wohnortwechsel selbst aktiv miterleben und gestalten können sowie in dem Ablösungsprozess aus dem bisherigen Umfeld bei Bedarf eng begleitet werden. Denkbar wäre ein „allmählicher“ Auszug (in Schritten), der mit mehreren Aufhalten am neuen Wohnort verbunden wird. Hierzu gehört auch die Möglichkeit, den alten Standort auch später wieder aufsuchen und eine diesbezügliche Erinnerungskultur pflegen zu können.

### 5. Selbst- und Mitbestimmung

Deinstitutionalisierung darf sich nicht auf die räumliche Veränderung des Unterstützungssettings beschränken: Fremdbestimmung ist auch in kleingliedrigen Wohnsettings möglich. Eine selbstbestimmte Lebensführung ist maßgeblich durch die Haltung der Mitarbeiter des Wohnbereichs geprägt. Deshalb ist es notwendig, auch die Haltung und Arbeitsweise des Personals mit Blick auf aktuelle Entwicklungen der Behindertenhilfe zu schulen und zu reflektieren. Eine notwendige Bedingung für die Umsetzung dieser Leitideen ist die Bereitstellung hinreichender personeller Ressourcen, die z. B. auch eine individuelle Einzelbegleitung ermöglichen. Dies ist notwendig, um eine tatsächliche Veränderung der institutionellen Verhältnisse zu erreichen und nicht den Eindruck des „Etikettenschwindels“ (vgl. Theunissen 1998) durch Umhospitalisierung zu erwecken.

Was die Bewohner selbst betrifft, sollten diese in möglichst viele, sie betreffende Angelegenheiten im Wohnbereich einbezogen und wirklich gehört werden. Veränderungsprozesse (z. B. die Organisation des Umzugs und die Einrichtung der Wohnräume) sollten durch die Betroffenen spürbar beeinflussbar sein.

In diesem Zusammenhang sollten die Bewohnerversammlung gestärkt und vielfältige, niedrigschwellige Beteiligungsmöglichkeiten geschaffen werden.

Die vorliegende Studie zeigt dabei, dass die Bewohner bezüglich der Formulierung eigener Präferenzen über wertvolle Kompetenzen verfügen, die es im Sinne einer veränderten Kultur der institutionellen Teilhabe zu stärken gilt. Um zu zeigen, dass eine solche Beteiligung ernst gemeint ist und es nicht um die nachträgliche Legitimierung bereits beschlossener Entscheidungen geht, sollte sie möglichst frühzeitig erfolgen. Zum anderen sollte ein klar definierter Rahmen vorgegeben sein, innerhalb dessen sich realisierbare Wünsche bewegen, um Enttäuschungen und Fehldeutungen vorzubeugen.

#### **6. Die „Jungen Wilden“ als Herausforderung**

Die Ausgangs- und Bedarfslagen der Bewohner in Ditterswind sind sehr heterogen. Über die individuellen Unterschiede hinaus zeichnet sich jedoch die Gruppe der „Jungen Wilden“ durch einen ganz spezifischen Unterstützungsbedarf aus, der nicht einfach einzulösen ist und mit den Bedarfslagen der anderen Bewohner kollidieren kann. Hier wird eine differenzierte fachliche Beobachtung und Begleitung benötigt, um für diese Personen angemessene Angebote und Leistungen zu konzeptionalisieren und umzusetzen. Es wird empfohlen, diesen Fragen in einer eigenen wissenschaftlichen Studie mit Fokus auf diese Personengruppe nachzugehen.

#### **7. Gemeinwesen- und Sozialraumorientierung:**

Zeitlich angemessene Wohnangebote für Menschen mit Behinderung sollten gemeinwesenorientiert ausgerichtet und im Sozialraum verankert sein. Um Inklusion in bzw. Teilhabe an dem sozialen Umfeld und örtlichen Tätigkeits- und Dienstleistungsangebot zu ermöglichen, muss die Begegnung und der Austausch mit den Bürgern in der Nachbarschaft und vor Ort ermöglicht und gepflegt werden; denn eine intensive Bewusstseinsbildung im Sinne des achten Kapitels der UN-Behindertenrechtskonvention ist Voraussetzung, damit Inklusion gelingt und Menschen mit Behinderungen in ihrem Umfeld nicht isoliert werden.

#### **8. Teilhabe an zwischenmenschlicher Verständigung**

Eine wichtige Grundlage für alle Lebensvollzüge, auch für die (Mit-)Gestaltung einer bedürfnisgerechten Wohnumgebung, stellen Kompetenzen und Möglichkeiten dar, die eigenen Wünsche ausdrücken zu können und vom Umfeld verstanden werden. Menschen, die in ihren kommunikativen Fähigkeiten einge-

schränkt sind, weil sie (noch) nicht oder kaum lautsprachlich kommunizieren, sollten auf vielfältige Formen einer Unterstützten Kommunikation zugreifen können. Um den angemessenen Modus (z. B. Bildkarten, Gebärden, elektronische Hilfen) zu finden, muss dieses Unterstützungsangebot auf eine individuelle Diagnostik aufbauen und kontinuierlich geübt, angepasst und im Alltag in möglichst vielen Situationen angewandt und berücksichtigt werden. Hilfen sind u.a. in folgenden Veröffentlichungen zu finden:

Boenisch, Jens; Bünk, Christof (Hg.) (2004): Methoden der Unterstützten Kommunikation. Karlsruhe: Ariadne.

Wilken, Etta: Unterstützte Kommunikation (2010): Eine Einführung in Theorie und Praxis. Stuttgart: Kohlhammer.

## Literatur

Bayerisches StMAS (2013): Schwerpunkte der bayerischen Politik für Menschen mit Behinderung im Lichte der UN-Behindertenrechtskonvention. Aktionsplan. Online verfügbar unter [http://www.stmas.bayern.de/imperia/md/content/stmas/stmas\\_internet/behinderung/aktionsplan.pdf](http://www.stmas.bayern.de/imperia/md/content/stmas/stmas_internet/behinderung/aktionsplan.pdf), zuletzt geprüft am 19.08.2013.

Bergold, Jarg; Thomas, Stefan (2010): Partizipative Forschung, in: Mey, Günter; Mruck, Katja (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie, 1. Auflage, Wiesbaden: VS, Verlage für Sozialwissenschaften, S. 333-344.

Buchka, Maximilian (1996): Wohnen als soziale Rehabilitation für Menschen mit geistiger Behinderung. In: Lernen konkret 15 (3), S. 25-31.

Bundesverband evangelische Behindertenhilfe e.V. (Hg.) (2008): Konzept zur Konversion von Komplexeinrichtungen in der Behindertenhilfe. Eine Handreichung für Mitgliedseinrichtungen des Bundesverbands evangelische Behindertenhilfe e.V. Online verfügbar unter [http://www.beb-ev.de/files/pdf/2008-12-22Handreichung\\_Konversion%20Komplexeinrichtungen\\_10-2008.pdf](http://www.beb-ev.de/files/pdf/2008-12-22Handreichung_Konversion%20Komplexeinrichtungen_10-2008.pdf), zuletzt geprüft am 19.08.2013.

Bundschuh, Konrad; Dworschak, Wolfgang (2003): Teilhabe im privaten Lebensbereich vor dem Hintergrund stationärer Wohnformen, In: Elisabeth Wacker, Ingo Bosse, Torsten Dittrich, Ulrich Niehoff, Markus Schäfers, Gudrun Wansing et al. (Hg.): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg, S. 159-172.

Doose, Stefan; Emrich, Carolin; Göbel, Susanne (2004): Käpt'n Life und seine Crew. Ein Arbeitsbuch zur persönlichen Zukunftsplanung ; Arbeitsbuch im Rahmen der Aufklärungskampagne „Zeit für Veränderungen - persönliche Zukunftsplanung als Chance für mehr Selbstbestimmung“. 2. Auflage Kassel: Netzwerk People First Deutschland.

Flick, Uwe (2009): Sozialforschung. Methoden und Anwendungen. Reinbek: Rowohlt.

Franz, Daniel (2011): De-Institutionalisierung als Gegenstand der behindertenpädagogischen Diskussion. Eine sekundäranalytische Betrachtung zu De-Institutionalisierung und Enthospitalisierung. In: Behindertenpädagogik (3), S. 248-264.

Frisch, Henrik (2014): Fallstudie. Unveröffentlichte Seminararbeit, Universität Würzburg.

Göbel, Susanne (2005): So möchte ich wohnen! Wie ich selbst bestimmen kann, daß ich mich in meinen vier Wänden wohlfühle. 3. Auflage (4. Tsd.). Marburg: Lebenshilfe-Verlag (Eine Arbeitshilfe der Bundesvereinigung Lebenshilfe).

Goffman, Erving (1991): Asyle. Über die Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.

Gromann, Petra; Niehoff-Dittmann, Ulrich (1999): Selbstbestimmung und Qualitätssicherung. Erfahrungen mit der Bewertung von Einrichtungen durch ihre Bewohner. In: Geistige Behinderung (2), S. 156-164.

Groß, Peter (2013): Wohnen. In: Erhard Fischer (Hg.): Heilpädagogische Handlungsfelder. Grundwissen für die Praxis. Stuttgart: Kohlhammer (Heil- und Sonderpädagogik), S. 206-229.

Grundmann, Matthias (o. J.): Spatenstich und Grundsteinlegung im Landkreis Haßberge. Webauftritt der Rummelsberger Dienste für Menschen mit Behinderung gGmbH. Online verfügbar unter [http://www.behindertenhilfe-rummelsberg.de/Spatenstich\\_Zeil\\_Ebelsbach.behindertenhilfe](http://www.behindertenhilfe-rummelsberg.de/Spatenstich_Zeil_Ebelsbach.behindertenhilfe), zuletzt geprüft am 12.08.2013.

Günther, Christian (2011): Offener Brief an die Aktion Mensch. SPD Ortsverein Maroldsweisach. Online verfügbar unter <http://www.spd-maroldsweisach.de/index.php?nr=34965&menu=12>, zuletzt aktualisiert am 14.04.2011, zuletzt geprüft am 12.08.2013.

Hagen, Jutta (2002): Zur Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung, in: Geistige Behinderung 41 (4), S. 293-306.

Hahn, Martin H. (2009): Veränderungsprozesse der Lebenswirklichkeit von Menschen mit geistiger Behinderung im Fokus der Forschung. Berliner Wohnforschung Ende des 20. Jahrhunderts. In: Frauke Janz und Karin Terfloth (Hg.): Empirische Forschung im Kontext geistiger Behinderung. Heidelberg: Winter (Edition S), S. 35-53.

Häußler-Sczepan, Monika (1998): Zusammenfassende Bewertung und Empfehlungen für Forschung und Praxis. In: Monika Häußler-Sczepan (Hg.): Möglichkeiten und Grenzen einer selbständigen Lebensführung in Einrichtungen. Integrierter Gesamtbericht zur gleichnamigen Untersuchung. 1. Auflage Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 147,1), S. 148-165.

Kuckartz, Udo (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten, 3. Akt. Auflage, Wiesbaden: VS-Verlag.

Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4. Vollst. Überarb. Auflage, Weinheim, Basel: Beltz-Verlag.

Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11. Aktualisierte, überarb. Auflage, Weinheim, Basel: Beltz-Verlag.

Rauscher, Christine (2005): „Ein eigenes Leben in der Gemeinde führen“ - Wohn- und Lebenswünsche von Menschen mit Behinderung. In: Elisabeth Wacker, Ingo Bosse, Torsten Dittrich, Ulrich Niehoff, Markus Schäfers, Gudrun Wansing et al. (Hg.): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg, S. 145-157.

Schildmann, Ulrike (2007): Normalisierung. In: Bundschuh et al. (Hg.): Wörterbuch Heilpädagogik, 3. Auflage, Bad Heilbrunn: Klinkhardt-Verlag, S. 101 f.

Schnell, Rainer; Hill, Paul B.; Esser, Elke (2008): Methoden der empirischen Sozialforschung, Lehrbuch, 8. Unveränd. Auflage, München: Oldenbourg-Verlag.

Schwarte, Norbert; Oberste-Ufer, Ralf (1997): LEWO. Lebensqualität in Wohnstätten für erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung: ein Instrument zur Qualitätsentwicklung. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.

Seifert, Monika (2010): Kundenstudie - Bedarf an Dienstleistungen zur Unterstützung des Wohnens von Menschen mit Behinderung. Abschlussbericht. Berlin: Rhombos-Verlag.



Seifert, Monika (2004): Teilhabe, Selbstbestimmung und Gleichstellung auch für Menschen mit hohem Hilfebedarf?!. In: Fachdienst der Lebenshilfe, Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 1-14.

Seifert, Monika (1997): Wohnalltag von Erwachsenen mit schwerer geistiger Behinderung. Eine Studie zur

Lebensqualität. Reutlingen: Diakonie-Verlag (Berliner Beiträge zur Pädagogik und Andragogik von Menschen mit geistiger Behinderung, Band 4).

Sigelmann et al. (1981): When in doubt, say yes: acquiescence in interviews with mentally retarded persons. In: Mental Retardation 19, S. 53-58.

Theunissen, Georg; Wüllenweber, Ernst (Hg.) (2009): Zwischen Tradition und Innovation. Marburg: Lebenshilfe Verlag.

Theunissen (1998): Enthospitalisierung – ein Etikettenschwindel?: neue Studien, Erkenntnisse und Perspektiven der Behindertenhilfe, Bad Heilbrunn: Klinkhardt-Verlag.

Thimm, Walter (Hg.) (2008): Das Normalisierungsprinzip, Marburg: Lebenshilfe Verlag.

## Anhang



### Leitfadengespräch für sprechende Bewohner Anweisungen an den Interviewer

- Fett gedruckte Fragen sollten unbedingt gefragt werden. Grau unterlegte Fragen können je nach Gesprächssituation übersprungen werden.
- Bitte passen Sie die Reihenfolge der Fragen dem Gesprächsverlauf an.
- Markieren Sie während des Gesprächs, wenn Sie den Eindruck haben, Fragen wurden nicht verstanden.
- Fragen können bei Bedarf umformuliert werden.
- Lassen Sie Pausen zu.
- Fragen Sie nach, wenn Sie Antworten nicht verstehen.
- Sollten Sie sich auf Daten aus dem Profilblatt beziehen, sagen Sie „Ich habe gehört, dass Sie (Bsp.: in Haßfurt geboren sind)“
- Sollten Sie bei abstrakten Fragen Beispiele geben, beziehen Sie diese bitte auf sich (Bsp. „Ich gehe am Wochenende gern schwimmen.“).
- Nehmen Sie sich nach dem Gespräch Zeit für das Ausfüllen des Postskriptums.

## Wie wohnen Sie jetzt? aktuelle Zustandsbeschreibung und Bewertung

### Allgemeine Wohnsituation

Sind Sie gern in Ihrem Zimmer?

Was gefällt Ihnen hier?

Was gefällt Ihnen gar nicht?

Gibt es Dinge, die Ihnen hier sehr wichtig sind?

Welche sind das? (hier flexibel reagieren)

Warum ist das Ihnen wichtig?

Was machen Sie gern hier zu Hause/im Heim?

Warum?

Was nervt Sie hier am meisten?

Warum?

Wie gefällt es Ihnen hier in Ditterswind im Dorf?

Warum?

Was machen Sie gern im Dorf?

### Soziales Umfeld

Gehen Sie abends gern in Ihre Gruppe?

Wenn ja: Warum?

Wenn nein: Warum?

**Sind Sie gern allein?**

Oder lieber mit den anderen zusammen?

**Mit wem sind Sie gern zusammen?**

Warum?

Mit wem sind Sie nicht gern zusammen?

Warum?

### Angebot/ Unterstützung

Am Wochenende oder nachmittags ist manchmal Programm. Machen Sie da mit?

**Wie gefällt Ihnen das Freizeitprogramm?**

**Was machen Sie am Wochenende am liebsten?**

Was mögen Sie überhaupt nicht?

Wobei brauchen Sie Hilfe? (Freizeit, Haushalt,...)

Können Sie manchmal etwas nicht machen, weil Sie keine Hilfe

bekommen?

### Ausblick - Wohnwünsche

Fr./ Hr. \_\_\_\_\_ (Name des Befragten), Sie wohnen hier in Ditterswind in einem Schloss (evtl.: zusammen mit \_\_\_\_\_ (Name des Mitbewohners) in einem Zimmer. Jetzt dürfen Sie mal sagen, wie Sie wohnen möchten. Sie dürfen sich alles wünschen. Alles ist möglich. Alle Wünsche sind frei. Wie ist das bei Ihnen?

Alternativ: Stellen Sie sich vor, Sie dürfen selbst entscheiden, wie Sie wohnen möchten.

### Allgemeine Wohnsituation

**Wollen Sie dann ausziehen?**

**Wo wohnen Sie dann?**

Warum?

Was haben Sie dann in Ihrem Zimmer?

Warum?

Was darf dann nicht fehlen?

Warum?

Was soll dann anders sein als jetzt?

Warum?

Was soll es dort im Ort geben?

(Kneipe, Restaurant; Kiosk/Lebensmittelladen, Frisör, Kino, ...)

Warum?

Wollen Sie mal mit dem Bus oder Zug irgendwohin fahren?

Wie oft?  
Allein oder mit Hilfe?

### **Soziales Umfeld**

**Wollen Sie ein Zimmer für sich allein?**  
**Oder wollen Sie mit jemand zusammenwohnen?**  
Wenn ja: Mit wem?  
Wie viele Mitbewohner wollen Sie in der Wohnung?  
Wer soll in der Nähe wohnen?

### **Angebot/ Unterstützung**

**Wenn Sie sich alles wünschen dürfen:**  
**Was machen Sie dann am Wochenende?**  
Gibt es etwas, das Sie gern am Wochenende mal ausprobieren wollen?  
Sie müssen hier nicht kochen und waschen.  
Wollen Sie das gern selbst machen?  
Sollen die Betreuer immer da sein?  
Oder nur manchmal?

Möchten Sie noch etwas erzählen?  
Danke für das Gespräch!

### **Postskriptum – direkt nach dem Gespräch von dem Interviewer auszufüllen!**

Wer war anwesend?

Wo hat das Gespräch stattgefunden?

Wie war die Atmosphäre des Gesprächs?

Gab es Störfaktoren? Wenn ja, welche?

Gab es ein Thema, das die interviewte Person scheinbar besonders bewegt hat?

Decken sich die Aussagen der interviewten Person mit Ihrem Eindruck? Wenn nicht, woran machen Sie das fest?

Hatten Sie den Eindruck, das Gespräch war zu lang/zu schwer?

Themen/Aspekte nach Ausschalten des Geräts?

Sonstiges: